

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen (2008-2009)

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#).

Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen den Namen des Rechteinhabers Tord R. Riemann in der von ihm festgelegten Weise nennen: *Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Fünfzehntes Kapitel.

Heimkehr und Abschied.

Die Fahrt nach Leipzig war eine **Höllenfahrt**. Alle Bahnzüge waren unglaublich überfüllt. Stunden- und tagelange Wartezeiten galten als selbstverständlich. In den Übergangslagern vergnügten sich nachts Jugendliche sehr ungeniert unter einer Decke, während man ihren schwimmenden Augen ansah, was sie dort trieben. Auf den Bahnhöfen wurde die ganze Nacht hindurch gesungen. Besonders ein Lied vom „Tröpfchen Paradies“ tönt mir noch heute in den Ohren, weil es so kitschig sentimental war wie irgend möglich. Zwei Nächte lagen wir auf einem Bahnhof im Schnee. Es waren nicht einmal Bretter gelegt, geschweige denn Stroh. Dreißig Jahre früher hatte ich solche Nächte im Felde erlebt, seitdem nicht wieder. In Eisenach wurden wir auf freier Strecke aus dem Güterwagen ausgeladen, wobei ich die Brille verlor, als ich heruntersprang. Vergeblich suchte ich sie im Schnee wiederzufinden. Wie ein Blinder stolpernd reihte ich mich mit meiner Frau in den Zug ein, der nicht in die Stadt, sondern zur Entlausungsanstalt geführt wurde. Plötzlich aber wurde ich von meiner Schwiegertochter Hannelore mit einem Kuß aus dem Zuge herausgefischt und zur Elektrischen geführt, die uns zu ihrer Wohnung brachte. Sie sagte uns auch gleich, wir würden am Morgen, sobald es hell wäre, vom Fenster aus die Wartburg vor uns sehen! „Also jetzt nach dem Hohen Säntis die Wartburg!“ erwiderte ich, war aber viel zu müde, um mich wirklich darüber zu freuen. Auch Frau Leenen, Hannelores Mutter, war so liebenswürdig und hilfsbereit, wie man es sich nur wünschen konnte. Die beiden Frauen pflegten uns um die Wette einige Tage lang. Ehe wir nach Leipzig weiterfahren konnten, waren noch einige Formalitäten auf der hessischen Polizei zu erledigen, die, wie mir auffiel, Gewicht darauf legte, dass wir keine Kommunisten waren. Großes Vergnügen machte uns der strampelnde kleine Enkel, der Bautzy genannt wurde. Daß sein Vater, unser Sohn Fritz, schon neun Monate tot war, wusste ja keiner von uns. Sonst würden wir uns wehmütigeren Betrachtungen hingegen haben.

Sehr dankbar fuhren wir nach Leipzig weiter. Wir kamen am 23. Februar 1946 an, und fanden auf dem Hauptbahnhofe einen Zimmernachweis und quartierten uns für einige Tage bei einer adretten Frau in der Lindenthalerstraße ein. Im Rathaus traf ich zufällig auf dem Gange den mir seit Jahrzehnten bekannten Sekretär Pientka, der während meiner Stadtratszeit die Republikanergruppe der Ratsbeamten geführt hatte. Er brachte mich zu dem Stadtschulrat **Holtzhauer**, der mich sehr freundlich empfing. Dieser sagte: „Ich kenne alle die Aufsätze, die Sie für die Monistischen Monatshefte geschrieben haben.“ - „Das ist kaum möglich“, erwiderte ich. „Dazu sind Sie viel zu jung. Die Sache ging ja vor einem Vierteljahrhundert los.“ - „Nun“, schmunzelte Holtzhauer, „die blauen Hefte konnte ich mir sogar noch in der Nazizeit alle verschaffen, ich kenne Sie also ganz genau!“ Natürlich war ich sehr erfreut, dass in Leipzig das als Empfehlung galt, was in Meersburg oder Konstanz als ein unmögliches Verhalten betrachtet wurde. Holtzhauer fragte mich, warum ich so lange in Meersburg geblieben war, und ich erzählte ihm von der gemeinsamen Parteiwerbung mit Reichle und von der Volkshochschule. Er war sehr erfreut und sagte: „Nach allem, was ich von Ihnen höre, ist also die Frage der Vereinigung der beiden Parteien für Sie bereits praktisch gelöst. Das ist mir angenehm; denn wir haben hier allerhand Arbeit, die Sozialdemokraten und die Kommunisten unter einen Hut zu bringen.“ - „Da mache ich sehr gern mit“, antwortete ich, „die Trennung der beiden Arbeiterparteien war aufgelegter Irrsinn. Wer das in der Nazizeit nicht gelernt hat, leidet an unheilbarer Dummheit!“ - „Recht so!“ sagte Holtzhauer und gleitete mich hinaus.

Am nächsten Morgen fuhr ich in die Helmholtzschule, um mich zum Dienstantritt zu

melden. Da der Rektor **Lambertz**, ein aus Oesterreich gekommener Spezialgelehrter der sonst nur wenigen bekannten albanischen Sprache und Literatur, gerade Unterricht hatte, ließ ich mir von seiner Sekretärin die unvermeidlichen Fragebogen geben und füllte sie aus. In den nächsten Jahren hat sich das so oft nötig gemacht, dass ich im ganzen 56 mal Fragebogen ausgefüllt habe, so dass ich diese Arbeit auch im Halbschlaf verrichten konnte, ohne dabei Fehler zu machen. Damals war es das erste Mal und dauerte noch ziemlich lange. Als Lambertz hereinkam, konnte ich ihm die fertigen Fragebogen überreichen. Er freute sich über die prompte Arbeit und sagte mir, in welchen Klassen ich unterrichten sollte. Da der Geschichtsunterricht noch verboten war, handelte es sich um Deutsch, Latein und Philosophische Propädeutik, die aber auch sehr bald abgeschafft wurde. Unter offener Firma konnte ich noch nicht einmal als Altersphilosoph meine auf der Universität und im Monistenbund erworbenen Kenntnisse verbreiten, sondern ich musste sie wieder im deutschen Unterricht und in der Geschichte einschmuggeln.

In der mittleren Klassen der Helmholtzschule, die in Leipzig-Plagwitz lag, fand ich eine ganz unangebrachte beinahe feindselige Haltung vor. Die Schüler hatten, nachdem erst die Nazis, dann die Linksparteien eine Menge Lehrer herausgeworfen hatten, keinen Respekt mehr. Vor allem wollten sie keinen uralten Lehrer, sondern nach Möglichkeit nur ganz junge. Auch diese passten ihnen nicht alle und wurden teils durch Unfug, teils durch Anzeige „fertig gemacht“. Angezeigt wurde, wer schlug; denn das war jetzt streng verboten. Außerdem lauerten die Schüler auf reaktionäre Redensarten und trieben das Denunzieren als Sport. Trotzdem setzte ich mich durch, aber es war 1946 viel schwerer, als es 1903 gewesen war. Gewissermaßen war die Macht von den Lehrern auf die Schüler übergegangen. Schon die antiken Philosophen betrachten es als ein Kennzeichen der Demokratie, dass die Lehrer anfangen, ihren Schülern zu schmeicheln. Lambertz beobachtete mich bei der Pauseninspektion und hat später einmal rührend hervorgehoben, mit welcher Selbstverständlichkeit ich „in der Haltung eines preußischen Grenadiers“ durch die Gänge marschiert wäre und die nötige Ordnung in die unbotmäßige Bande gebracht hätte. Willkommen war es mir, dass ich eine gute Lehrerbibliothek vorfand und meine Stunden anständig vorbereiten konnte. Im übrigen dauerte die Sache nur einige Wochen, da Lambertz nur den Auftrag hatte festzustellen, ob ich noch im Vollbesitz meiner geistigen Fähigkeiten war. Sobald er die Verantwortung dafür übernahm, wurde ich befördert.

Die Schulleiterposten waren schon 1945 in der Zeit der **amerikanischen** Besetzung Leipzigs verteilt worden. Insofern kam ich zu spät. Als das Land östlich der Mulde im Austausch gegen einen Teil Berlins, das die Rote Armee allein erobert hatte, sowjetisch besetzt wurde, fanden wieder Umbesetzungen der gehobenen Stellungen statt. Insofern kam ich noch rechtzeitig. Meine alte Leibnizschule hatte einen kommissarischen, also noch nicht endgültig im Amt bestätigten Oberstudiendirektor, der **Leonhardt** hieß. Er hatte dem Burep angehört, stand aber längst im Verdacht, ein Karrierist zu sein. Er war vor 1933 insgeheim Mitglied der SPD. Unter der Naziherrschaft verschwieg er das und hielt sich auf seinem Studienratsposten. 1945 berief er sich wieder auf Burep und SPD und behauptete, immer ein fortschrittlicher Mensch gewesen zu sein. Berechtigter, die Schulleitung zu bekommen, waren natürlich die drei Studienräte, die 1933 von den Nazis aus der Leibnizschule herausgeworfen worden waren, also Beyer, Fröbe und ich. Leonhardt sprengte aus, dass Beyer fast völlig taub sei und Fröbe von abnormen Depressionen heimgesucht würde. Beides war nicht ganz unrichtig, wurde aber von Leonhardt maßlos übertrieben. Ob dieser schon damals, als ich noch in Meersburg war, verbreitet hatte, dass ich an Greisenschwachsinn litte, weiß ich nicht. Da mir aber der Schularzt Koch einmal die Frage gestellt hat, durch Einnahme welcher Mittel ich eigentlich immer wieder den

Anschein geistiger Frische erweckte, muß so etwas mit ihm besprochen worden sein, und wer anders als Leonhardt sollte diesen Unsinn verbreitet haben? Er war zwar Theologe, hatte aber keine moralischen Skrupel. Als wir 1946 zur Maifeier nach dem Karl-Marx-Platz marschierten, ging ich mit einem Schüler, der die rote Fahne trug, an der Spitze. Fröbe machte mich darauf aufmerksam, dass Leonhardt am Zuge entlang laufe und die Schüler frage: „Na, seht ihr nun, dass euer neuer Rektor verrückt ist?“ Natürlich beorderte ich darauf Leonhardt nach vorn und zwang ihn, neben mir und der roten Fahne zu marschieren.

Dieser Karrierist ließ mir, als ich am 21. März 1946 mein Amt antrat, durch den Studienrat Danneberger den sinnlosen Vorschlag unterbreiten, mein Amt mit ihm zu teilen, indem ich ihn zum Konrektor machte. Als ich schroff ablehnte, fiel Leonhardt aus allen Himmeln. Er fühlte sich berechtigt, sehr unpünktlich zum Unterricht zu kommen, und war wütend, als ich gerade ihn sehr scharf kontrollierte und laut ermahnte, seine Pflicht zu tun. Er hatte sich bereits als Herr im Hause gefühlt und das Rektorzimmer um einen großen Teppich bereichert, den er jetzt knurrend zusammenrollte und wieder in seine Privatwohnung schaffen ließ. Der ehemalige Grundschullehrer **Hans Lang**, der jetzt als Stadtschulrat die Abteilung Unterricht und Erziehung leitete, sagte, als ich ihn bat, Leonhardt an eine andere Oberschule zu versetzen, da sich nie ein gedeihliches Verhältnis zwischen diesem und mir herstellen würde: „Nein, Riemann, das kann ich ihm nicht auch noch antun.“ Das war schwächlich. Nach einigen Monaten rückte Leonhardt in den Westen ab. Dort hatte sein Sohn ein Antiquariat, in das, wie ich vermutete, auch einige wertvolle Bücher mitgewandert sind, die nach Leonhardts Abgang in der Lehrerbibliothek fehlten. Es kam damals allerhand vor. Einer von den Lehrern hatte die Schüler angebettelt, es möchte ihm doch jeder von ihnen wenigstens eine Kartoffel mitbringen; denn er leide Hunger. Nicht alle kamen dieser Aufforderung nach, aber in der Klasse stand immer eine große Tüte, die sich allmählich füllte, so dass er seiner Frau täglich etwas mitbringen konnte. Der Mann wurde vermahnt und an eine andere Schule versetzt, wo man ihm von vornherein auf die Finger sah. Ein anderer Studienrat verkaufte den Schülern gegen zwei Pfund Butter die Prüfungsaufgaben. Wir veranlassten ihn, den Schuldienst zu quittieren.

Ganz unerträglich war mir die **Wehleidigkeit** der Lehrer, die jede Gelegenheit benutzten, um sich krank zu melden. Ich hatte schon vor 1933 nur einmal drei Wochen gefehlt, weil ich mir eine Kopfrosete geholt hatte. Mein Hausarzt zwang mich einfach dazu. Er sagte, ich würde sonst das ganze Kollegium anstecken. Von 1946 bis 1953 habe ich keinen Tag und keine Stunde gefehlt, obwohl wir alle infolge der Unterernährung bei jeder Erkältung Fieber bekamen. Manche Kollegen maßen jeden Morgen ihre Temperatur und blieben einfach im Bett liegen, wenn sie zu hoch war. Einer fehlte drei Tage, weil er sich in den Finger geschnitten hatte. Darauf hielt ich den Kollegen eine empörte Rede im Lehrerzimmer und warf mit Äußerungen wie Arbeitsbummelei, Schlappeheit und Simulantentum um mich. Die Lehrer hatten ein schlechtes Gewissen und saßen sehr betreten da. Einer raffte sich aber doch auf und fragte mich: „Wenn man nun aber Fieber hat?“ - „Leichtes Fieber erhöht die Lebhaftigkeit des Unterrichts“, antwortete ich. Das wurde ein geflügeltes Wort in der Schule, das jedem Neuling sofort mitgeteilt wurde, wenn er von seiner geschwächten Gesundheit zu reden anfang. Die ewige Klage, dass man an Gedächtnisschwund leide und sich auf nichts mehr besinnen könne, beantwortete ich als alter Moleschottianer: „Suchen Sie sich einen Hering zu verschaffen. Wir brauchen Fischnahrung. Ohne Phosphor kein Gedanke!“ Die CDU-Leute hörten das mit Entsetzen. Mein beständiger Hinweis darauf, dass ich nur sechs Stunden schlief und außer der Schule

noch alles mögliche andere erledigte, reizte einmal einen Lehrer, der **Streich** hieß, zu der Erwiderung: „ Herr Rektor, Sie können von uns nicht das verlangen, was Sie von sich verlangen!“ Damit meinte er aber keineswegs, dass ich gesünder und begabter sei als die andern, sondern dass ich als Oberstudiendirektor monatlich fünfzig Mark mehr bekäme, also auch mehr zu leisten hätte. Noch fläziger benahm sich derselbe Streich, als ich einmal Weisungen des Kreisschulrates Irrlitz, mit dem ich mich sehr gut vertrug, den Kollegen mitteilte. Streich sagte: „Dieser Kreisschulrat hat nur einen Arm. Den andern hat ihm eine Maschine ausgerissen. Er ist nämlich Arbeiter gewesen. Von einem Arbeiter nehme ich keine Weisungen entgegen. „Empört über diesen blöden Dünkel brüllte ich ihn an: „Ich rüge Ihre unglaublichen Äußerungen über einen Vorgesetzten, den Sie zu respektieren haben!“ - „Ist das Demokratie?“ fragte er höhnisch. „Allerdings“, sagte ich“, Sie gebrauchen das Wort Arbeiter als Schimpfwort. Wenn Sie jetzt nicht den Mund halten, trage ich den Verweis, den ich Ihnen erteile, in Ihre Personalpapiere ein. „Darauf schwieg er verbissen, ging in den Westen ab, hinterließ mir aber einen von Beschimpfungen strotzenden Brief. Den Vorfall veröffentlichte ich in der „Leipziger Volkszeitung“. Darüber war wieder Irrlitz entsetzt. Er sagte mir durchs Telephon, dass er alle Examina nachgemacht hätte und selbst die Bildung eines Studienrats hätte. Was Streich davon dächte, wäre ihm ganz gleichgültig. Er hätte aber eine Abneigung dagegen, in der Öffentlichkeit genannt zu werden. Darauf bekam er meine alte Antwort: „Wenn ich etwas verkehrt gemacht habe, geben Sie mir doch einen Verweis!“ - „Ich bin doch nicht verrückt“, erwiderte Irrlitz. „Wie kann ich Ihnen einen Verweis geben, wenn Sie für mich eintreten? Ich mag es nur nicht, dass mein Name in der Zeitung steht. „Das war wieder mir ganz unfassbar; denn ich freute mich jedesmal, wenn etwas von mir oder über mich in der Zeitung stand. Die Menschen sind sehr verschieden.

Zum Konrektor machte Lang auf meinen Wunsch den Studienrat **Kurt Spieler**. Seit mehr als zwanzig Jahren kannte ich ihn aus seiner Tätigkeit bei den Jungsozialisten, in der Partei und im Reichsbanner. Er war die Verbindung zwischen der Jugend und mir. Es war sein Verdienst, dass während der Wahlbewegung, durch die ich am 1. September 1946 unter die Leipziger Stadtverordneten einrückte, der Sprecher des Mitteldeutschen Rundfunks mich mit den Worten kennzeichnen konnte: „Riemann hat zwar die Jugend hinter sich, aber dafür hat er in seiner Schule wieder die Jugend hinter sich.“ Die Leibnizschüler hätten ja meine Enkel sein können. Es waren auch bereits Söhne ehemaliger Leibnizschüler darunter. Spieler brachte bei uns die FDJ auf die Beine, beriet mit ihren Vorstandsmitgliedern fast in jeder Pause und war beliebt, obwohl sie ihn wegen seiner Plattfüße „Gummilatsch“ nannten. Fehlten Lehrer und war ich bereits besetzt, dann sprang er ein. In der Nähe von Düben hatte Spielers Mutter, die Inhaberin eines Kolonialwarengeschäftes, einen Acker, auf dem auch Tabak angebaut wurde. Den Ertrag teilte Spieler mit mir, und wenn auch das nicht reichte, rauchten wir Hopfen, so dass es im Rektorzimmer oft scheußlich stank. Empfing Spieler in meiner Abwesenheit Besucher, dann erledigte er ihre Anliegen oft rascher als ich und verletzte niemand. Eine Weile regelten wir unsere Tätigkeit so, dass ich vorzugsweise vormittags in der Schule war, Spieler nachmittags. Diese Teilung wurde aber vom Kreisschulrat für unzulässig erklärt. Er bedeutete uns, dass der Rektor, wie ich mich nach der älteren Amtsbezeichnung noch immer gern nennen ließ, nicht bloße Halbtagsarbeit leisten dürfe. Also wechselten wir stundenweise.

Damals schrieb ich zahlreiche Aufsätze für die Leipziger Zeitung, die **Hans Bauer**, der als Quintaner mein Schüler gewesen war und im Landsturmбатаillon unter mir gedient hatte, herausgab. Er hatte von seinem Vater anderthalb Dutzend Häuser geerbt, kam in einem kostbaren Pelze zu mir und wollte mich mit tausend Mark Monatsgehalt zum

Redakteur machen. Darauf ließ ich mich nicht ein, weil ich dann die Schule hätte aufgeben müssen. Ich schrieb aber für Bauer nicht nur Aufsätze über Philosophen, sondern auch solche über die Schule und über Tagesereignisse. Über dieselben Themen hielt ich Reden im Rundfunk und in der Partei. In der Universität hatte ich die politischen Prüfungen, die nunmehr zum Staatsexamen der Lehrer gehörten, und wurde auch zum Abhalten von Vorlesungen herangezogen. Für den „Kulturellen Beirat für das Verlagswesen“, eine Art von Zensurbehörde, hatte ich Manuskripte nicht nur politisch, sondern auch in Bezug auf ihren wissenschaftlichen Wert zu begutachten. Ich gehörte zum vierköpfigen Vorstand des Kulturbundes in Leipzig und ebenso zum Vorstand der Leipziger Stadtverordneten, alles das bereits im Jahre 1946. Auf die Dauer hätte ich das nicht ausgehalten, wenn ich nicht in der Kanzlistin **Gertrud Köhler** eine erstklassige Kraft gehabt hätte. Sie war über vierzig Jahre alt, aber flink und munter wie eine zwanzigjährige. Ihre Bildung ging weit über das hinaus, was man von einer Kanzlistin zu verlangen pflegt. Sie hatte eine ausgedehnte und zeitweilig sogar sehr gut bezahlte Tätigkeit als Buchhalterin und Korrespondentin bei jüdischen Firmen auf dem Brühl hinter sich, war aus der Kirche ausgetreten und betrachtete den Antisemitismus nicht nur als ein Zeichen von Beschränktheit, sondern als ein Verbrechen. Sie hatte sogar in der Nazizeit den Mut gehabt, bedrängten Juden zu helfen.

Alles, was zur Buchhaltung gehörte, also die ausgedehnte **Verwaltungstätigkeit**, die man damals den entsetzten Rektoren plötzlich auferlegte, erledigte Fräulein Köhler vollkommen selbständig für mich. Dadurch ist viel Unheil vermieden worden. Wie alle Leute, die etwas können, war sie ein bißchen herrschsüchtig und ließ sich in Arbeiten, die sie einmal übernommen hatte, auch von mir nicht hereinreden. Sie ging in die Klassen hinein, wenn ein Lehrer zehn Minuten zu spät oder gar nicht kam, und machte dem üblichen Radau sofort ein Ende. Die Schüler hatten vor dem zierlichen Persönchen mehr Respekt als vor den meisten Lehrern. Sie kamen aber auch zu ihr, wenn sie sich verletzt hatten, und ließen sich von ihr verbinden. Es bestand ein sonderbarer Widerspruch zwischen ihrer entschlossenen Haltung und ihrer Fürsorge, die sie jedem Lehrer, der plötzlich zusammenklappte, angedeihen ließ. Da war sie wieder ganz Frau, ließ den Kranken von den Schülern auf ein Sofa betten und zudecken und flößte ihm starken Tee ein. So fand ich sie auch einmal um Beck beschäftigt, der in seinem 79. Lebensjahre einen Schlaganfall im Unterricht bekommen hatte.

Es wäre ein nicht wiedergutzumachender Fehlgriff gewesen, wenn ich ihr etwa gesagt hätte, sie solle sich auf ihre Kanzleiarbeit beschränken. Allen Persönlichkeiten, die etwas leisten, muß man den nötigen Spielraum lassen. Sonst suchen sie sich, selbständig wie sie sind, einfach eine andere Beschäftigung, und man hat eines Tages nur noch willenlos gehorchende, aber wenig befähigte Organe um sich. Dann stockt natürlich alles, und man wird beständig gefragt, wie dies oder jenes gemacht werden soll. Hier muß der Sozialismus ein Stück Liberalismus konservieren. Dogmatiker begreifen das allerdings nie. Wenn man es ihnen klarzumachen sucht, fahren sie einem mit einem abgestempelten Satze dazwischen, der etwa den Erkenntniswert eines Sprichwortes hat: „Sie sind doch nicht etwa für das freie Spiel aller Kräfte?“

Fräulein Köhler erledigte alles glatt. Da mein **Personengedächtnis** offenkundig abnahm, ließ sie die Leute oft erst zu mir, nachdem sie mich vorher erinnert hatte: „Herr Müller war schon dreimal da. Er verlangt Schulgeldfreiheit für seinen Sohn. Seine Monatseinnahmen sind aber zu hoch, und die Leistungen seines Sohnes sind unter 2!“ Da so etwas häufig vorkam, pflegte ich Fräulein Köhler „mein Gedächtnis“ zu nennen. Wenn mich ein lästiger Besucher zu lange aufhielt, kann sie plötzlich herein und sagte: “Herr

Rektor, darf ich Sie daran erinnern, dass Sie jetzt Unterricht haben? Es hat bereits geklingelt.“ Dann machte der Betreffende endlich Schluß und zog ab. Vor allem sorgte Fräulein Köhler dafür, dass ich an jedem Tage von dreizehn bis vierzehn Uhr schlafen konnte. Sie bewachte dann mein Zimmer wie eine Löwin und erklärte jedem unerbittlich: „Kommen Sie um vierzehn Uhr wieder. Jetzt ist der Herr Rektor für niemand zu sprechen.“ Da ich beim Einschlafen das dumpfe Murmeln in den Gängen der Schule hörte, und ebenso beim Erwachen, habe ich im Ruhestand oft zu meiner Frau gesagt: „Der Mittagsschlaf klappt bei mir nicht mehr. Mir fehlt der Radau auf dem Gange, der wie die Brandung des Meeres tönt.“

Fräulein Köhler, Spieler und ich kamen von der SPD zu der SED und hatten starke politische Interessen. Wenn einer von uns etwas nicht gleich begriff, ließ er es sich von den beiden anderen erklären. Wir billigten alle drei durchaus die Generallinie der Partei, nahmen aber selbstverständlich an Einzelheiten und gelegentlich auch an der Besetzung der Posten Anstoß. Mit politischen Gegnern spricht man über so etwas nicht. Man kann es aber auch vor Parteigenossen nicht tun, wenn diese gern spionieren, weil ihr einziges Ziel das ist, über „negative Einstellung“ berichten zu können. Daher braucht jeder einen vertrauten Kreis, der nicht zu groß sein darf. Wir drei bildeten ihn und wurden mit allen Bedenken fertig, sobald wir unter uns waren. Auch das war äußerst wohltätig und beruhigend, namentlich bei plötzlichen Schwenkungen der Partei. So kam Spieler eines Morgens an und sagte: „Jetzt weiß ich aber nicht mehr, was los ist. Gestern wurde Tito noch ebenso gefeiert wie Maotsetung, und heute soll er plötzlich ein Verräter sein!“ Darauf setzte ich ihm und Fräulein Köhler auseinander, dass Tito vermutlich unter amerikanischem Druck stehe, weil die lange jugoslawische Küste im Kriegsfall nicht gegen amerikanische Kriegsschiffe gehalten werden könne. Auf Gedeih und Verderb könne sich Tito also gar nicht der sowjetischen Politik anschließen, und das habe man ihm in Moskau übelgenommen. Da meine beiden Gesprächspartner der Meinung waren, dass ich von militärischen Dingen mehr verstehe als sie, schlossen sie sich meiner Ansicht an. Richtig war meine Auffassung aber nicht. Die Sache hatte den Grund, dass Stalin in seiner letzten Periode ein Tyrann war, der keinen Widerspruch vertragen konnte. Titos Politik war ihm nicht zu wenig kommunistisch, sondern zu selbständig. Das erfuhren wir, wie alle Welt, erst zehn Jahre später. Aber unser Gespräch ist mir immerhin im Gedächtnis geblieben, war also sicher nicht unwichtig. Die Hauptsache war, dass wir uns über jedes Problem offen miteinander aussprachen und die Weisungen der Partei auch dann befolgten, wenn wir uns kein richtiges Bild von ihren Gründen zu machen vermochten. Das ist echte Parteidisziplin, während die **gedankenlose** Befolgung der ausgegebenen Richtlinien Kadavergehorsam ist. Gerade weil wir so verfahren, begriffen wir, dass die Partei ein ZK haben musste. Es trieb das im Großen, was wir im Kleinen taten. Viele ehemalige Sozialdemokraten sagten nicht ohne Gehässigkeit: „Es hat gar keinen Zweck, darüber zu reden. Entschieden wird ja doch alles im ZK.“ Eine solche Einstellung lag uns vollkommen fern. Wir sahen die Notwendigkeit einer zielbewussten und energischen Leitung vollkommen ein. Daß ich den **Feldherrn** Stalin oft mit Napoleon verglich, war den beiden andern allerdings etwas unbehaglich. Dabei hob ich aber auch den Unterschied hervor. Napoleon nannte sich noch als Kaiser gern den Sohn der Revolution, verfolgte aber unerbittlich die Jakobiner, seine ehemaligen Parteigenossen, und suchte sie auszurotten. Dagegen blieb Stalin immer Kommunist. Gerade durch solche Vergleiche bekamen unsere vertraulichen politischen Gespräche ein hohes Niveau.

Unentbehrlich war mir auch Fräulein Köhlers gewandte Handhabung der **Schreibmaschine**. Sie las meine Handschrift mit großer Sicherheit, auch wenn es sich um ge-

lehrte Dinge handelte, etwa um die Namen von griechischen Philosophen oder um die Kunstausdrücke der Ästhetik. Daher tippte sie alle meine Gutachten und Aufsätze mit unglaublicher Schnelligkeit ab. Natürlich durften solche Arbeiten nicht in der Dienstzeit erledigt werden. Hatte sie damit eine oder zwei Stunden verbracht, dann verlängerte sie ihre Dienstzeit entsprechend an den betreffenden Tagen, wollte dafür aber kein Geld von mir annehmen, so dass ich immer so etwas in ihrer Schuld war. Dafür schuf meine Frau einen gewissen Ausgleich, indem sie in die Schule kam und Fräulein Köhler Arbeiten abnahm, die sie erledigen konnte, nämlich das Abschreiben von Schülerbogen oder Zensurenlisten und ähnliche Dinge. Da in der Schule auch noch eine zweite ältere Schreibmaschine vorhanden war, arbeitete meine Frau auch auf dieser mit, so dass wir wenigstens zum Teil unsere Häuslichkeit in die Schule verlegten. Meine Gewandtheit im Satzbau und in der Verwendung des Kommazeichens reizte Fräulein Köhler zu Fragen nach den Regeln. Sie begriff dieselben sehr schnell und bekam eine solche Gewandtheit, dass sie sogar in meinem **Stile** schreiben konnte. Einmal sagte sie: „Ich bin glücklich, dass ich endlich einen Chef habe, der mir turmhoch überlegen ist.“ Da ich so etwas sehr gern höre, wurde sie mir nun erst recht unentbehrlich. Sonderbar kam es mir vor, dass die Lehrer sie nicht um die Stellung beneideten, die sie bei mir einnahm, sondern dass sie nach wie vor das allgemeine Vertrauen genoß. Natürlich machten Kreisschulräte und Abteilungsleiter wiederholt Versuche, mir eine so ausgezeichnete Kraft abspenstig zu machen und für ihren eigenen Betrieb einzuspannen. Sie bekamen aber immer die Antwort: „Wenn ich von der Leibnizschule wegversetzt werde, kündige ich sofort und gehe wieder in einen Privatbetrieb.“ Der Kreisschulrat Bohmann sagte darauf in vollem Ärger: „Ja, ich weiß, Sie müssen weiter Ihren Rektor beschützen.“ Sie erwiderte: „Noch ein Wort, und ich kündige sofort.“ Darauf ließ er sie in Ruhe.

Man kann natürlich fragen, was ich denn eigentlich an der Leibnizschule ohne Unterstützung selbst gemacht habe. Meine Stärke lag wie immer im Wissenschaftlichen. Bei den vielen Vertretungen, die ich selbst übernahm, fragte ich die Schüler, was sie in der vorigen Stunde gehabt hätten. Bekam ich die Antwort: „Wir lesen Don Karlos“, dann war es natürlich leicht, Entstehungsgeschichte und Tendenz des Dramas ohne das Lehrbuch, das ich selbst geschrieben hatte, zu behandeln und auch einige Stellen aus dem Drama, das ich mindestens zwanzig mal gelesen hatte, zu zitieren. Für **Texte** hatte ich noch immer ein ausgezeichnet funktionierendes Gedächtnis, auch für lateinische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche. Vielleicht war das so, weil mich die Texte mehr interessierten als die Menschen. Im Englischen und im Russischen hatte ich keine Sprachkenntnisse, nahm also Literaturgeschichte durch, im Zeichnen Kunstgeschichte usw. Nur in der Mathematik und in den Naturwissenschaften sagte ich zu den Schülern: „Davon versteht ihr mehr als ich“, und wechselte das Fach. Da jede Vertretungsstunde ohne Buch vor sich ging, sagten die Schüler bald: „Der Alte kann alles!“ Diese Achtung vor dem Wissen ist auf allen Lehranstalten die Grundlage der **Disziplin** und kann durch nichts anderes ersetzt werden. Wie gewissenlos manche Lehrer die Präparation erledigt hatten, stellte ich bei Durchsicht des Großen Brockhaus fest. Der Artikel „Leibniz“ und andere, die häufig gebraucht wurden, waren einfach herausgeschnitten. Um die zwanzig Bände vor weiterem Schwund zu bewahren, stellte ich das Konversationslexikon ins Rektorzimmer, wo es nur unter meiner Aufsicht benutzt werden konnte. Leider geschah das äußerst selten.

Pünktlich sind die Schüler nur, wenn es die Lehrer sind, und diese nur, wenn es der Rektor ist. Also kam ich jeden Tag dreißig Minuten vor der ersten Stunde in die Anstalt. Äußerst unangenehm waren 1946 und 1947 die beständigen Lichtabschaltungen in den Abendstunden. Die Schüler wurden sofort nach Hause geschickt. Eilends erledigten wir

das, was noch zu tun war, und tasteten uns beim Schein einer Kerze die Treppe hinunter. Dann folgte der Nachhauseweg in der Dunkelheit, für einen nachtblinden Menschen wie mich die reine Tortur. Wenn man irgendeiner Frau mit einer Papierlaterne begegnete, atmete man auf, fand sich aber bald wieder allein im Finstern, da sie natürlich viel rascher ging. Man stolperte in den Straßen über Trümmer und suchte die vom Tage her bekannten riesigen Pfützen zu vermeiden, die sich da gebildet hatten, wo die Abflussschleusen verstopft waren. Meine Frau kam mir oft straßenweit entgegen, weil sie Angst um mich hatte.

Die **Ernährung** auf Karten war eine ins Unendliche verlängerte Hungerkur. Quark hatte ich früher nicht sehen können; jetzt schlang ich ihn gierig herunter, wenn er als Ersatz für nicht vorhandenes Fleisch ausgegeben wurde. Im Schwarzhandel kostete der Zentner Kartoffeln hundert Mark, ein Pfund Zucker, der häufig auch noch verfälscht war, fünfundsiebzig. In die Schule konnte mir meine Frau nur **trockene Brotschnitten** mitgeben. Wir nahmen alle beide jede Woche ein Pfund ab, konnten also ausrechnen, wie lange wir noch zu leben hatten. Im Februar 1947 starben jede Woche über 1000 Menschen in Leipzig an Entkräftung. Die Stadtverordneten pflegten ein Festmahl, die „Gelbe Suppe“ genannt, abzuhalten. Es hieß so, weil es mit Erbsensuppe anfang. Das tat es noch, aber es hörte auch gleich damit auf. Man bekam zwar mehrere Teller von dieser Suppe, aber nur im ersten schwamm ein winziges Würstchen. Brave Ehemänner machten es so wie Barnet Licht. Sie fischten das Würstchen mit den Fingern heraus, wickelten es in Zeitungspapier und nahmen es für ihre Frau mit, damit diese „auch etwas von der Sache hatte.“ So brav war ich nicht.

Die Sache musste so enden wie bei meiner Schwester Dina, die 1947 am 2. August an Hungertuberkulose starb, wenn uns nicht ein Retter zu Hilfe kam. Das war wieder einmal **Todi**. Als er sein erstes juristisches Semester in Freiburg studiert hatte, stieß er zu uns. Er legte sich sofort auf einen Handel mit Feuerzeugsteinen, Pfeifenreinigern und Rasierklingen, zog auf entlegene Dörfer und tauschte für seine Waren Getreidekörner ein. Diese trug er in Leipzig zu einem Müller, der schwarz mahlte, weil er dafür nicht nur Geld bekam, sondern auch die Kleie behalten durfte, mit der er seine Hühner fütterte. Für das Mehl tauschte Todi dann beim Bäcker Brot ein. Es war ein langer Weg von den Feuersteinen bis zu den trockenen Brotschnitten, die ich in der Schule aus der Tasche holte! Aus der Jackentasche natürlich; denn aus den Mappen wurde sogar in der Schule häufig das Frühstück gestohlen, nicht nur von Schülern, sondern auch von Lehrern. Wenn man irgendeine Tür nicht abschloß, schlich sofort ein Hungriger herein, der verzweifelt nach etwas Essbarem suchte. Solche Zustände hatte Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr erlebt. Meine Frau nannte Todi mit Recht unseren Lebensretter, als er in einem sehr entlegenen Dorfe sogar einen Neubauern entdeckte, der **Erbsen** hergab, die er als „**besten Fleischersatz**“ bezeichnete. Jeden Tag kochte meine Frau einen großen Topf voll für uns. Die Freude darüber wurde aber getrübt, weil die Erbsen beim Kochen nicht weich wurden. Sie waren an der Sonne getrocknet worden, was kein Altbauer getan hätte.

So war Todi nach Spieler und Fräulein Köhler die **dritte Hilfskraft**, die mich bei Gesundheit und unsern Betrieb in Ordnung hielt. Eine Zeit lang half mir mein Sohn auch ganz unmittelbar an der Schule aus, indem er die Stelle eines fehlenden Lateinlehrers übernahm. Meine geheime Hoffnung, dass er bei dieser Gelegenheit Geschmack am Lehrfach finden und sein Studium ändern würde, ging aber nicht in Erfüllung. Er blieb dem Jus treu. Da wir häufig alle drei mit Fräulein Köhler in der Schule zusammen waren, rechneten wir sie einfach zur Familie und nahmen sie sogar zweimal mit in die Sommerfrische. Für

uns war dieser freundschaftliche Verkehr eine Selbstverständlichkeit, für Dina auch. Nur mein Bruder Hans, der mehr meiner als seiner demokratischen Verdienste wegen Amtsgerichtspräsident geworden war, nahm es mit Empörung auf, dass ich ihm und seiner Frau zumutete, bei uns in einer Kaffeegesellschaft „neben einer bloßen Sekretärin zu sitzen.“ Er gehörte zur LDP. Was wollen solche Leute, die an veralteten Standesvorurteilen festhalten, in einer demokratischen Partei? Die gesellschaftliche Exklusivität verdirbt den Charakter. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, zu welcher Partei du innerlich gehörst, wenn du auch ein anderes Mitgliedsbuch in der Tasche trägst! Im amtlichen Verkehr muß man natürlich Vorgesetzter bleiben. Unser sehr tüchtiger Hausverwalter **Sznurkowski**, mit dem ich kameradschaftlich zu sprechen pflegte, lernte erst allmählich, diesen Unterschied zu machen. Er war Bataillonsfeldwebel gewesen, hatte barsch kommandiert und vermutlich nicht Leutnants, sondern nur Majore als seine Vorgesetzten betrachtet. Als er eigenmächtige Anordnungen traf, sagte ich sehr ernst zu ihm: „Sie haben eine falsche Vorstellung von unsern Funktionen. Ich ordne an, und Sie führen aus.“ Darauf ging er knurrig ab und vermied einige Tage mein Auge. Mit der Zeit merkte er, dass es Dinge gab, von denen ich mehr verstand als er, und fügte sich. Er war eben sehr viel schwerfälliger als Fräulein Köhler. Sein persönlicher Mut war über jeden Zweifel erhaben. Eines Abends kamen zwei Juwelenräuber an der Schule vorbei, verfolgt von einer Frau, die fortwährend: „Diebe! Hilfe!“ schrie. Sznurkowski kam sofort heraus; die Räuber liefen in den Luftschutzbunker neben der Schule, wollten sich aber dort auf den Hausverwalter stürzen. Dieser griff einen halben Ziegelstein auf, schlug ihn dem einen Kerl ins Gesicht, dass er schreiend hinstürzte, und warf sich auf den andern. Darauf entflohen beide und schleuderten dabei den größten Teil ihrer Beute von sich, so dass die jammernde Frau nur einen geringen Verlust zu beklagen hatte. Als in der nächsten Stadtverordnetensitzung einige Angsthasen in wehleidigem Tone über die mangelnde Sicherheit auf den Straßen klagten, meldete ich mich sofort zum Wort, erzählte den Vorfall genau und sagte: „Nach diesem Beispiel werde ich mich im Fall eines Überfalls richten. Trümmerstücke liegen ja überall genug herum. In unseren unsicheren Zeiten kehren wir gewissermaßen in die Steinzeit zurück und besinnen uns auf die älteste Waffe, den **Faustkeil**. Wenn sich jeder Leipziger Bürger so entschlossen verhält, wie der Hausverwalter der Leibnizschule, werden die kriminellen Elemente eingeschüchtert. Statt dessen aber lassen Sie sich von ihnen einschüchtern.“ Es wurden zwar einige Protestrufe laut, aber Sznurkowski bekam vom Oberbürgermeister eine Belobigungsurkunde und eine Geldprämie. Einige Lümmel unter den Schülern wurden gegen Sznurkowski frech, der ihnen sofort ein paar kräftige Ohrfeigen gab. Empört stürzten sie zu mir und beschwerten sich: „In der Schule darf nicht geschlagen werden, das wissen wir ganz genau!“ - „Nur von den Lehrern nicht“, erwiderte ich. „Vom Hausverwalter steht nichts in meiner Instruktion. Es handelt sich also um eine private Auseinandersetzung, die mich gar nichts angeht. Falls Sie aber meine Meinung interessiert, kann ich Ihnen nur sagen, dass Sie ganz so aussehen, als ob die Ohrfeigen sehr angebracht gewesen wären.“ Verdutzt zogen sie ab. Auf dem bei der Schule gelegenen Hauptbahnhof trieben sich außer Schiebern und Taschendieben auch Homosexuelle herum. Zwei von ihnen schlichen sich während einer Lichtabschaltung in die Leibnizschule ein, stiegen bis zum obersten Gang herauf und suchten ein Zimmer, um dort ihre Späße miteinander zu treiben. Sznurkowski hörte aber ihre Schritte, stieg herauf, nahm sie fest und transportierte sie trotz ihrer flehentlichen Bitten und Bestechungsversuche in die Polizeiwache, die im Leihhaus zwischen Schule und Hauptbahnhof untergebracht war. Er fühlte sich, wie das ein richtiger Hausverwalter tun muß, für alles verantwortlich, was im Schulhause geschah. Bisweilen vergriff er sich allerdings im Tone und schnauzte Leute an, die nichts verbochen hatten,

sondern zu mir wollten, aber ihm verdächtig vorkamen. Diese liefen zum Kreishochschulrat und beschwerten sich, ich ließe die Schule durch eine groben Hausmann absperren, wenn ich keine Lust hätte, jemand zu empfangen. Der sonst sehr freundliche und umgängliche Kreisschulrat Eichler ging ans Telephon und fragte mich: „Was ist denn mit Ihrem Hausverwalter los? Hier stehen mehrere Väter und teilen mir mit, dass er jeden anschnauzt, der in die Schule will.“ - „Herr Kreisschulrat, vielleicht nehmen die Leute die Sache etwas zu tragisch“, erwiderte ich. „Natürlich werde ich Sznurkowski anweisen, in verbindlicherem Tone zu antworten. Er ist Bataillonsfeldwebel gewesen und fällt gelegentlich in den militärischen Ton zurück.“ - „Gewöhnen Sie gefälligst Ihrem Hausverwalter seine Feldwebelallüren ab!“ rief Eichler scharf. Ich sagte mir, dass dieser kleine Rüffel durchs Telephon nur gegeben wurde, um die Beschwerdeführer loszuwerden, und teilte das Gespräch in gemilderter Form Sznurkowski mit. Er war tief verletzt, beruhigte sich aber, wie die meisten Choleriker, bald wieder, zumal ich die nächste Gelegenheit, ihn wegen der im Hause hergestellten Ordnung zu beloben, mir nicht entgehen ließ. So eng wie mit Fräulein Köhler wurde das Vertrauensverhältnis zwischen mir und Sznurkowski allerdings nie. Die Feldwebel sind häufig zu leicht verletzlich. Sie kommen nie über das Gefühl hinweg, dass sie mindestens ebenso wertvoll sind wie die Offiziere, für deren Schwächen sie ein sehr scharfes Auge haben. So bleiben sie auch, wenn sie Zivilangestellte werden. Mit Fräulein Köhler, die keinen derartigen Minderwertigkeitskomplex hatte und nie grämlich wurde, hat unser Verkehr auch nach meiner Versetzung in den Ruhestand fortgedauert. Sie kam jeden Mittwoch, wenn ihr Dienst aus war, zu uns und blieb bis dreiviertel neun da. Das war und ist immer ein kleines Fest für uns.

Als uns Fleißner unsere Wohnung in der Phillip-Rosenthalstraße besorgt hatte, brauchten wir **Möbel**. Da meine Frau mit dem Ankauf nicht recht vorwärts kam, begab ich mich zum Leihhausdirektor, mit dem ich mich in einer Versammlung angefreundet hatte, und ließ mir verfallene Pfandobjekte zeigen. Wohl etwas zu eilig kaufte ich wurmstichige Stühle und Tische, zwei alte Soldatenbetten, auf denen noch die Nummern 12 und 13 standen, und ähnliches Zeug, alles zusammen für 267 Mark. Meine Frau brach in Tränen aus, als ich mit dieser neuen Ausstattung angefahren kam. Sie musste aber doch lachen, als ich ihr mit großem Stolz meinen Schreibtischstuhl zeigte. Sie sah sofort, was mir entgangen war. Die Sitzplatte hatte ein Loch mit einem Deckel darüber und einem großen Blechtopf darunter. Na, wir haben dann ein Kissen darauf gelegt. So lebten wir damals. Große kulinarische Genüsse konnten am 4. Oktober 1947, meinem **siebzigsten Geburtstage**, nicht geboten werden, aber Spieler und Fräulein Köhler hatten die Partei und das Kollegium in Bewegung gesetzt, so dass eine würdige Schulfeier zustande kam. Stadtrat Lang hielt eine Rede darüber, dass meine Berufung an die Spitze der Leibnizschule „ein eklatanter Fall von Wiedergutmachung“ gewesen sei. Dann sollte Beck als ältester Freund mein Leben schildern, entzog sich aber dieser Aufgabe, weil er da auch viel von sich selbst hätte reden müssen, was er nie gern tat. Er sprach nur ein paar Sätze und bat mich, mein Leben lieber selbst zu erzählen. Dadurch wurde die Sache etwas weniger feierlich, da ich auch den Humor zu seinem Recht kommen ließ. Die Schüler hatten nichts anderes erwartet und waren mit dieser Wendung außerordentlich zufrieden. Feierlicher wurde es wieder, als mir Kaulfuß im Namen der Stadtverordneten einen Bebelkopf großen Formats überreichte, der noch heute mein Bücherbord krönt. Das Lehrerkollegium schenkte wertvolle Bücher, und der Inhaber der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung überreichte mir ebenfalls ein großes Paket, das allerdings nicht aus den gangbarsten Werken, sondern aus schwer verkäuflichen bestand. Immerhin war auch Hermann Grimms „Michelangelo“ darin, ein sehr eigenwilliges, aber fesselndes Buch, das ich mit Vergnügen las. Die Universität, zu der ich

doch auch Beziehungen hatte, rührte sich nicht.

1946 und 1947 trieb ich ein sehr intensives **Leninstudium**. Während der Naziperiode hatte ich die Überzeugung gewonnen, dass die Leninpartei alles richtig gemacht hatte, während wir alles falsch machten und daher unter den Schlitten gerieten. Also musste man in Lenins Denken so tief eindringen wie irgend möglich. Ich kaufte mir zunächst Einzelschriften, dann die ausgewählten Werke in den beiden umfangreichen blauen Bänden, die damals jeder Funktionär so lange las, bis er sie nahezu auswendig konnte. Sogar in die Sommerfrische nahm ich sie mit. Alles, was ich lernte, verarbeitete ich sofort zu Schulstunden, Vorträgen an Parteiabenden und Vorlesungen. Daher sagte einer von meinen alten SPD-Genossen einmal zu mir: Früher hieß es in deinen Reden immer: ‚Ich denke darüber so und so.‘ Jetzt sagst du fortwährend: ‚Lenin sagt! Daß du Leninist geworden bist, wissen wir. Aber wenn du immer nur Lenin zitierst, hat man den Eindruck, dass du gar nicht mehr **nachdenkst**, sondern nur noch **nachschrägst**. Auf solche Vorwürfe pflegte ich zu erwidern: ‚Wenn ich keine Lust habe, etwas zu tun, bekomme ich immer ein schlechtes Gewissen und frage mich, ob das nicht bloße Faulheit ist. So geht es mir auch mit dem Leninismus. Abneigung ohne genaue Kenntnis ist unwissenschaftlich, weibisch; Lenin grundsätzlich nicht zu lesen, ist sehr bequem. Ich muß ein genaues Bild von Lenins Persönlichkeit, seiner Entwicklung und seinem Verhalten in gefährlichen Situationen haben. Man lügt, wenn man ihn als einen unbelehrbaren Fanatiker, einen Stubengelehrten, einen humorlosen Menschen verschreit. Lenin hat auch Fehler gemacht, aber er hat sie eingestanden und aus ihnen zu lernen gesucht. Das hat Trotzki nie getan. Lenin hat niemals wie Mussolini und Hitler jeden hinausgeworfen, der in seiner Gegenwart zu lachen wagte. Er hat selbst oft so herzlich gelacht, dass ihm die Tränen über die Backen liefen. Lenin spielte niemals Theater. Er zog niemals pomphaft in einen Saal ein, nachdem er die Zuhörer lange hatte warten lassen, sondern musste immer aus einer bereits debattierenden Gruppe herausgefischt werden, wenn sein Vortrag beginnen sollte. Er verkehrte am liebsten mit Arbeitern. Täglich brachte er Gäste mit nach Hause, setzte ihnen aber nie etwas anderes vor als Tee und Käsebröte; denn er war ein bedürfnisloser Mensch.“ - „Ja, ja, du bist schon wieder im besten Zuge und machst Propaganda“, war die unwillige Antwort.

Seit der Gründung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF) war ich tätiges Mitglied. Nach einer Rede über Tolstoi, die sehr gefiel, vertraute man mir sogar die Festrede bei einer Leninfest an. In dieser ging ich davon aus, dass es verkehrt sei, in Marx und Lenin immer nur die großen Denker zu sehen und gar nicht von ihrem **revolutionären Instinkt** zu reden. Diese Auffassung ist deutsch. Wir sind stolz auf unsere Philosophie und fragen bei jedem berühmten Manne zunächst nach seiner Philosophie, auch bei den Politikern. Das ist einseitig. Als Marx für die New Yorker „Daily Tribune“ seine Aufsätze über die verfehlte Revolution 1848 schrieb, nannte er den viel verlästerten Danton „den größten bisher bekannten Meister revolutionärer Taktik.“ Marx zitierte den Ausspruch Dantons, zu einer Revolution gehöre vor allem „de l’audace, de l’audace, encore de l’audace“ (Kühnheit, Kühnheit, nochmals Kühnheit). Lenin sagte im Oktober 1917: „Wir wollen hoffen, dass, wenn die Aktion beschlossen wird, die Führer mit Erfolg das große Vermächtnis von Danton und Marx befolgen werden.“ Bei der Erstürmung des Winterpalastes schwebte Lenin Dantons Erstürmung der Tuilerien (10. August 1792) vor. Es gibt also eine revolutionäre Tradition, die von der bürgerlichen Französischen Revolution zur siegreichen proletarischen Oktoberrevolution 1917, von Danton über Marx zu Lenin reicht. Dieser war kühn. Er hat in seinem ganzen Leben nur eine Art von Angst gekannt, nämlich die, in Halbheiten und Kompromissen steckenzubleiben. Für das Wie

der russischen Revolution fand er den Leitgedanken im notwendigen Bündnis der Arbeiter und Bauern, die gemeinsam die Diktatur des Proletariats aufrichten mussten. Von den Intellektuellen erwartete Lenin keine entscheidende Hilfe, weil sie zu tief im Individualismus steckten, um sich der Disziplin der revolutionären Führung zu fügen. Mit rücksichtsloser Selbstkritik bezeichnete Lenin den Boykott der Wahlen zur ersten Duma als einen Fehler, der nicht wiederholt werden dürfe. Wie frei Lenin von persönlicher Eitelkeit war, zeigte sich 1908, als seinen „Materialismus und Empiriekritizismus“ ein Moskauer Verleger nur unter der Bedingung drucken wollte, dass er den wirklichen Namen des Verfassers nicht zu nennen brauche. Darauf schrieb Lenin seiner Mutter: „Mir ist es gleich; der Verleger soll den Namen wählen, der ihm passt.“ In Leipzig sprach Lenin 1914 kurz vor dem Kriege über die nationale Frage. Er sagte, gerade die großrussischen Sozialisten müssten für das Recht jeder von Russland unterjochten Nation eintreten, ihre Geschicke selbst zu bestimmen. Sonst wären die russischen Sozialisten selbst Unterjocher und könnten nicht mehr behaupten, für die Befreiung der Arbeiterklasse zu kämpfen. Meine Rede schloß mit den Worten: „Lenin errang einen beispiellosen Sieg, so dass er wie Danton angesichts des Todes hätte rufen dürfen: „Mein Name wird im Pantheon der Geschichte fortleben!“ Aber sich der Früchte seines Sieges in Ruhe zu erfreuen, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Umsomehr hat er Anspruch auf die Ehrung durch die Nachwelt. Stets wird ihr Lenin als das Ideal eines sozialistischen Kämpfers vorschweben. Die größte Umgestaltung der Weltgeschichte ist untrennbar mit seinem Namen verknüpft.“

Der Vortrag war gut besucht und wurde auch von den Vertretern der Besatzungsmacht beifällig aufgenommen. Der sehr belesene Gewerkschaftsführer **Poling**, mit dem ich mich bei den Stadtverordneten angefreundet hatte, machte mich aber darauf aufmerksam, dass ich Lenins Broschüre „Der linke Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus“ mit der „Über den Boykott“ verwechselt hatte. Für diesen Hinweis war ich dankbar, las beide Schriften noch einmal und stellte den Fehler ab, da ich voraussah, dass ich den Leninvortrag noch öfter würde halten müssen. Als ich ihn in der Leibnizschule wiederholte, war die SED-Schülergruppe nicht damit einverstanden, dass ich eine halbe Stunde über Lenin redete, ohne Stalin zu erwähnen. Diese Kritik veranlasste mich nicht zu Änderungen. Ahnen konnte ich noch nicht, dass mein damals getadeltes Verfahren acht Jahre später, als der Stalinkult abgeschafft wurde, zur Regel werden würde.

Die **Stadtverordneten** schätzten mich, weil ich bei den damals noch sehr scharfen Auseinandersetzungen mit der CDU und der LDP beinahe so oft sprach wie Lohagen, der eine Zeit lang der beliebteste Redner Leipzigs war, oder der wirtschaftlich immer orientierte Leopold oder die temperamentvolle Ärztin Bendrath oder Poling. Man betrachtete uns fünf als die schlagfertigsten Debatteredner der Fraktion und wartete, wenn die Fahnenfrage oder die Versorgung Leipzigs mit Lebensmitteln von einer andern Blockpartei zu einem Angriff auf die SED ausgenutzt wurde, mit einiger Spannung darauf, wer von uns antworten würde. Da ich immer historische Vergleiche einflocht, wählte man mich zum Festredner der Jahrhundertfeier der Märzrevolution durch die Stadtverordneten am Abend des 17. März. Im Dezember 1947 war aber die Volkskongressbewegung ins Rollen gekommen, und ich wurde, da ich auch im Verfassungsausschuß der Stadtverordneten eine gewisse Rolle spielte, unter die Delegierten gewählt, die am 18. März nach Berlin fahren sollten. Beide Aufträge nahm ich an und bedauerte nur, dass meine Mutter schon achtzehn Jahre tot war. Von einer solchen Wendung hatte sie ja immer geträumt. Um der Rede vor den Stadtverordneten ein hohes Niveau zu geben, ging ich von der Totenschau in Homers „Odyssee“ aus. Dort werden die Schatten der Helden erst wieder zu lebendigen Wesen, wenn sie vom Opferblute getrunken haben. Unsere Erinnerungen an die revolu-

tionäre Vergangenheit sind verblasst, gewinnen aber durch die revolutionäre Gegenwart wieder Blut und Leben. 1848 begann der Kampf um die Einheit Deutschlands mit der Heidelberger Tagung und dem Vorparlament, also mit eigenmächtig zusammentretenden Versammlungen der Volksführer. Dann erst folgten die Wahlen zur Paulskirche. Genau so vollzieht sich die Bildung des Parlaments, das Deutschland einigen soll.

Nach der Rede hatte ich nur ein paar Stunden Zeit zu schlafen; denn um 5h 20 kam bereits das Auto, mit dem ich nach Berlin fuhr. Die Spaltung der Hauptstadt hatte bereits einen solchen Grad erreicht, dass wir den Westsektor meiden und uns durch die östlichen Teile schlängeln mussten. Natürlich wurden wir auch dort mehrfach kontrolliert, aber nur von unserer Volkspolizei und den Posten unserer sowjetischen Freunde. Berlin, das ich seit 1933 nicht gesehen hatte, bot mit den elenden Resten der wilhelminischen Herrlichkeit, mit Palastruinen, abgehackten Bäumen, verstümmelten Bildsäulen und weit in die Straßen hereinragenden Schütthaufen einen trostlosen Anblick. Es sah ähnlich aus wie in Rom im Mittelalter, als Rinderherden auf dem Forum weideten. Auf der Siegestsäule wehte die französische Trikolore, als ob nicht die Rote Armee Berlin erobert hätte, sondern die Franzosen. Der Spaltung entsprach die Feier der Märzgefallenen. Wir demonstrierten am Vormittag an Gräbern der Achtundvierziger für den Frieden und Deutschlands **Einheit**, die Westberliner dagegen am Nachmittag für den Frieden und Deutschlands **Freiheit**; denn sie durften nicht von der Einheit reden. Darauf machte schon am Vormittag Wilhelm Pieck aufmerksam. Das mächtige Flammenbecken, vor dem er sprach, qualmte stark, weil ein feiner Regen niederging. Zufällig war ich weit nach vorn gedrängt worden und nur durch wenige Schritte von Pieck getrennt. So sah ich deutlich, wie sich sein sonst so freundliches Gesicht in zornige Falten legte, als er mit Empörung und beinahe drohend anschwellender Stimme die erzwungene Spaltung schilderte.

Der **Deutsche Volksrat**, den wir am 18. März 1948 wählten, umfasste dreihundert Mitglieder für die Ostzone und ließ hundert Sitze für die Westzone frei. Der Weg zu einer gesamtdeutschen Volksvertretung schien frei, wurde aber sofort verrammelt. Schon im Juni erfolgte in Westdeutschland die Einführung der Westmark. Da die in der Westzone ungültig gewordenen Geldscheine massenweise die Ostzone überschwemmte, musste Hals über Kopf die Ostmark geschaffen werden. Man legte die bisher gültigen Scheine auf ein Zehntel ihres Wertes zusammen, indem man ein Zettelchen „zehn Mark“ auf den Hundertmarkschein klebte. Unbeklebte Zahlungsmittel waren ungültig. Auf diese primitive Weise behalf man sich, während die Wertpapierdruckerei unser neues Geld herstellte, was lange dauerte, weil es sich um Milliarden handelte. Das Anbringen der Klebmarken erfolgte durch alle öffentlichen Angestellten, wie die Beamten jetzt genannt wurden, also auch durch die Lehrer. Diese waren nicht etwa entrüstet darüber, dass man sie so prosaisch beschäftigte, sondern entzückt; denn sie wurden während der Arbeit mit zusätzlichen Wurstbrotten gepflegt und mit Zigarettenspaketen beschenkt. Auch die schläfrigen Naturen arbeiteten in der Leibnizschule sehr vergnügt, weil sie endlich einmal wieder satt wurden und sorglos rauchen konnten. Trübsal zu blasen, liegt nicht in meiner Natur, aber etwas heruntergekommen schien ich mir doch, während ich diese Bettlerfröhlichkeit beobachtete.

Ende Mai 1949 verwandelte sich der Dritte Volkskongress in die **Volkskammer**, die sofort die Beratung der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik begann und am 7. Oktober abschloß. Seitdem ist die DDR, in der wir leben, ein selbständiger Staat. Die Bonner Bundesregierung erkennt diesen aber nicht an, sondern will uns mit Gewalt zurückerobern, um alle Enteignungen rückgängig zu machen und die Herrschaft der Großgrundbesitzer und Kapitalisten wiederherzustellen. Dagegen fordern wir ein einheitliches

demokratisches Deutschland und denken nicht daran, unsere Errungenschaften zu opfern, sondern wollen diese vielmehr auf die Bundesrepublik ausdehnen.

Am 6. September 1950 kam **Holtzhauer**, der inzwischen Volksbildungsminister geworden war, zu den Leipziger Stadtverordneten und hielt eine Ansprache, auf die ich erwiderte. Als Seitenstück zu meiner 1933er Rede gegen den unverschämten Haake zitiere ich auch diese nach dem amtlichen Stenogramm: „Meine Damen und Herren! Sie alle werden heute abend, als Herr Minister Holtzhauer sprach, das Gefühl gehabt haben, dass er sich in unserer Mitte wohlgeföhlt hat und in einem vertraulichen Tone uns von den Zielen der Schule unterrichtet hat, wie das wohl weiter kein Wunder ist, da er in Leipzig seine Laufbahn als Kommunalpolitiker bei uns begonnen und hier seine ersten Schritte gemacht hat. (Beifall) Nun muß ich heute abend der Versuchung widerstehen, mich mit Herrn Minister Holtzhauer über Jessipow, Gontscharow, Ogorodnikow, Schimbirjew und vor allem Makarenko und ähnliche Sowjetpädagogen zu unterhalten, mit denen wir uns bereits sehr eingehend beschäftigen; denn ich habe hier als Stadtverordneter zu reden und nicht als **Schulmeister**, der ich in der Hauptsache bin. (Heiterkeit) Eins möchte ich vor allen Dingen hervorheben, was der Herr Minister aus seiner Tätigkeit hier weiß: Die Bewilligungsfreudigkeit der Stadtverordneten auf kulturellem und schulischem Gebiet ist schrankenlos. Sobald eine kulturelle Forderung auftritt, wird sie in allen Ausschüssen meist einstimmig angenommen. Es fragt sich immer bloß, wer führend ist, wer nach einer bestimmten Richtung drängt, aber die andern gehen sofort mit und folgen dem, der die neuen fortschrittlichen Reformen vorschlägt, auch wenn sie kostspielig sind; denn für die Kinder, für die Heranbildung unseres neuen Geschlechtes ist uns nichts zu kostspielig, das ist sicher. (Beifall) Wir haben hier in Leipzig eine Einrichtung, die im wesentlichen auf die Initiative des Herrn Oberbürgermeisters zurückgeht: dass jeder Stadtverordnete eine Schule betreut. Wir stehen also jeder schon mit einer Schule in enger Verbindung, und daraus ergibt sich nun schon, wie wir die Ausführungen des Herrn Ministers auf unsere Tätigkeit als Stadtverordnete anzuwenden haben. Zum Beispiel, wenn der Herr Minister hervorhob: „Die Abschlussprüfungen der Schulen haben zum Teil nicht ganz das Ergebnis, wie es eigentlich erwartet werden musste; in verschiedenen Schulen müsste man schon weiter sein, es bleiben einige zurück! Nun, da hat jeder von uns Gelegenheit, sich hineinzusetzen in die Abschlussprüfungen der betreffenden Schule, er wird dort sehr willkommen sein. Das kann ich ohne weiteres sagen; denn das Erscheinen von solchen Persönlichkeiten, wie es die Stadtverordneten sind, imponiert den Schülern; sie legen dann der Prüfung ganz anderes Gewicht bei. Es imponiert auch den Eltern, die ebenfalls vertreten sind, und den Freunden der Schule usw., wenn man merkt, dass sich auch die Stadtverordneten darum kümmern. Wir wissen ja ungefähr, worum es sich handelt. Ich spreche für alle Stadtverordneten. Wir haben den Ausführungen entnommen, worauf man besonderes Gewicht legen soll. Weiterhin sind Erkundigungen erwähnt worden, die die Eltern manchmal in irgendeiner Form über die Leistungen einer Schule einziehen. Das könnte auch bei den Stadtverordneten erledigt werden. Wenn zum Beispiel heute der Führer der FDJ bei mir oben war und sagte: ‚Ein Herr ist die Treppe heraufgegangen und hat mich gefragt: ‚Lernt man hier in der Schule etwas?’ und so hat er mehrere gefragt, er hat sich einfach jedes Blauhemd herausgesucht und darnach gefragt’ dann ist das ganz vernünftig, aber natürlicher wäre es gewesen, wenn er in die Sprechstunde des Stadtverordneten seines Bezirks gegangen wäre und dort die Frage gestellt hätte. Da der Stadtverordnete die Schule betreut, würde er im weitesten Umfang ebenfalls die Auskunft bekommen, die er wünscht.

Weiter hat der Minister die finanzielle Selbständigkeit des Etats jeder Schule und die Verantwortlichkeit des Schulleiters dafür angekündigt, daß dieser Etat auch eingehalten

wird. Ja, da muß ich sagen, wenn das nun so eingerichtet wird, das **kann** vernünftig sein. Jeder Schule werden Mittel zugewiesen, und der Schulleiter bestimmt, in welcher Weise die Mittel in dieser Schule verwandt werden - nach den Weisungen des Schulamtes natürlich bis zu einem gewissen Grade, was für die Bücherei angeschafft wird, welche Zimmer geweißt werden sollen usw., dafür soll er die Verantwortung übernehmen. Wo gehört da der Stadtverordnete hin? So geht es nicht, dass die Leute etwa sagen: „Für die 39. Grundschule muß etwas geschehen. Jetzt gehen wir zum Stadtverordneten Sowieso und legen ihm dar, dass möglichst viel Gelder für diese Schule ausgesetzt werden! Dann würde der Unterschied hinfällig werden, den Herr Oberbürgermeister **Opitz** immer uns gegenüber betont, dass er sagt: ‚Die Ämter haben die Verwaltungsmaßnahmen zu treffen, die Stadtverordneten haben die Verwaltungsmaßnahmen zu kontrollieren.‘ Wenn wir dann der Ansicht sind: ‚Das Amt hat der einen Schule mehr Mittel zugewiesen, der andern weniger, aber es hat irrtümlich gehandelt; denn die zweite Schule hat es notwendiger als die erste‘ – da ist der Punkt, wo wir Stadtverordneten uns einzuschalten haben. So etwas können wir besprechen, zunächst in unsern Ausschusssitzungen, hinterher im Plenum, und können dann auf dem Wege der Kontrolle eingreifen. Ebenso können wir den Schulleiter kontrollieren, indem wir sagen: ‚Verehrter Herr, Sie haben die **Aula** wunderbar ausmalen lassen, wo jeder hinkommt. Aber da unten ein paar Zimmer sehen entsetzlich verdreckt aus. Sie hätten sich erst einmal um diese verdreckten Zimmer kümmern müssen, durch Weißung der Wände, und einigen Schmuck in diese Zimmer hineinbringen müssen. Es ist bekannt, dass alle Zimmer geschmückt werden müssen. Warum sind diese nicht geschmückt? Ihr FDJ-Zimmer gefällt uns nicht, es hat keinen fortschrittlichen Charakter. Statt dessen haben Sie alle Mittel in der Aula verwandt!‘ – Denn die Aula pflegt das Schoßkind jedes Schulleiters zu sein. Übrigens wird **meine** Aula gerade renoviert. (Heiterkeit) Da gehören wieder wir Stadtverordneten hin, aber nur als kontrollierende Instanz, nicht als Instanz, von der die Initiative ausgeht. Das ist unmöglich, das geht einfach nicht, dass die Stadtverordneten sich damit beschäftigen. – Dann die Vorbereitung der Oktoberwahl! Diese Vorbereitungen gehen in den verschiedensten Formen vor sich, teils im Unterricht, teils durch Plakate und Transparente. Das ist in der Ausschmückung einer jeden Schule ohne weiteres sichtbar: Beschäftigt man sich überhaupt mit der Oktoberwahl oder nicht? Da hat der Stadtverordnete wieder die Verantwortung, der seine Schule betreut. Er kann hinkommen und sagen: ‚Hört, das sind nur noch 36 Tage bis zur Wahl, und hier ist noch nichts geschehen! Wann soll das anfangen?‘ Und wenn dann der Schulleiter sagt: ‚Wir haben kein Material‘, meint der Stadtverordnete: ‚Haben Sie sich schon an die Freunde der neuen Schule gewandt, dass die das Material zur Verfügung stellen?‘ In der Art und Weise, denke ich, schaltet sich auch der Stadtverordnete ein und sorgt für diese Vorbereitung. Die enge Verbindung mit der Politik zieht sich auf diese Art durch das ganze Schulwesen hindurch. – Nun hat Herr Minister Holtzhauer weiter in seiner Rede hervorgehoben, dass das Bündnis der Werktätigen und der Intelligenz die Hauptsache ist, und dass die Zahl der Arbeiterkinder in der Schule beständig wachsen muß. Das Schönste aber ist dann, wenn auch die Leistungen der Arbeiterkinder hinterher die besten sind. Da muß ich sagen dass mir das Herz vor Freude höher schlug, dass unser Schüler Claus Dietrich **Kahlefeldt** zur goldenen Medaille vorgeschlagen ist, der in sämtlichen Fächern mit der Note 1 (sehr gut) abgeschnitten hat. Das ist seit Jahrzehnten zum ersten Male vorgekommen, seit 1911. Damals war es ein Jude, jetzt ist es ein Arbeiterkind. Wenn diese dann in unserer Schule nicht bloß zahlenmäßig das Übergewicht kriegen, sondern auch leistungsmäßig, dann sind wir da, wo wir sein müssen. (Lebhafter Beifall)“

Wie das sprudelt und holpert! Jeder Redner sollte von Zeit zu Zeit einmal das Steno-

gramm einer Rede lesen, die er aus dem Stehgreif gehalten hat. Er wird sich wundern. Man glaubt, man spreche immer in wohlgefügtten Sätzen, aber wenn man Temperament hat, bricht man den Satz ab, wenn einem etwas Wichtiges einfällt, springt im Dialoge über, korrigiert sich mit humoristischem Behagen und zieht gerade durch die Sprunghaftigkeit die Hörer in seinen Bann. Welche öde Langeweile breitet sich dagegen aus, wenn endlose, aber kunstvolle Sätze ruhig und feierlich vorgelesen werden! Die höchste Redekunst ist es, natürlich zu sprechen, aber dazu fehlt den meisten Menschen der **Mut**.

Diese Rede war gewissermaßen mein Schwanengesang bei den Stadtverordneten. 1950 kam ich zwar zunächst wieder auf die Liste für die Neuwahl, wurde aber schließlich doch aus statistischen Gründen gestrichen. Die SED fürchtete, den Charakter einer Arbeiterpartei zu verlieren, wenn sie weit mehr Angestellte als Arbeiter in die parlamentarischen Körperschaften schickte. Daher wurde unter den Angestellten fürchterliche Musterung gehalten, der ich als einer der im höchsten Lebensalter Stehenden zum Opfer fiel. Ein Merkmal meiner Wirksamkeit waren, da ich längere Zeit im **Straßenbenennungsausschuß** den Vorsitz hatte, die Namen von Dichtern und dramatischen Helden auf den Straßenschildern: Balzacstraße, Cervantesweg, Defoestraße, Don-Carlos-Straße, Jack-London Straße, Stauffachenweg, Shakespearestraße usw. Die Buchhändlerstadt Leipzig hatte so viel an Dichtungen verdient, dass sie mit dieser Ehrung eine Dankesschuld abtrug. Sehr zu Unrecht hat man behauptet, ich sei die Seele der ganzen Umbenennung gewesen. Die Stadt empfing einfach von Berlin aus die Weisung, mehr als hundertfünfzig Namen militaristischen und nazistischen Charakters durch andere zu ersetzen. Wir bevorzugten zunächst Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus, aber diese Namenreihe war bald erschöpft. Daher kam ich auf den Einfall mit den Dichtern, ein Musiker verlangte Berücksichtigung der großen Komponisten, der Maler Schwimmer die seiner Kunstgenossen, und ein alter Naturwissenschaftler, Professor Möbius, wurde herangezogen, damit auch Physik, Technik und Medizin zu ihrem Rechte kamen. Es ist völlig verkehrt, wenn jetzt Leute, die keiner unserer zahlreichen Sitzungen beigewohnt haben, sich zu der Behauptung versteigen, die Leipziger fänden sich in ihrer Stadt nicht mehr zurecht, weil Riemann die Straßen umgetauft hätte. Nur für etwa drei Dutzend Straßennamen bin ich verantwortlich. Die Riemannstraße, die meinen Vater ehrt, habe nicht ich vorgeschlagen, sondern Albert Sachse, der nach mir den Vorsitz im Umbenennungsausschuß bekam.

Die Schuld daran, dass ich neben der Schule und der Tätigkeit im Stadtverordnetenkollegium auch noch Vorlesungen hielt, trägt der damalige Dekan der **pädagogischen Fakultät**, Professor Lambertz, der mich als Rektor der Helmholtzschule so günstig beurteilt hatte. Er forderte mich auf, vom Oktober 1946 ab Vorlesungen über „Methodik und Didaktik des historischen Unterrichts“ zu halten. Mir fiel sofort ein, dass ich in meiner Bürgerbiographie (1904) gesagt hatte, die Habilitation dieses Dichters in Göttingen sei in seinem 37. Lebensjahre ein falscher Schritt gewesen. Ich war viel älter. Der Schritt war also offenbar noch viel falscher. Daher erwiderte ich Lambertz, es ehre mich sehr, dass er an mich gedacht hätte, aber ich sei für den Posten nicht geeignet. Ich hätte zwar ganz gute Erfolge im Geschichtsunterricht auf der Leibnizschule erzielt, aber mich schon als Student sehr wenig und seit über vierzig Jahren überhaupt nicht mehr mit theoretischer Pädagogik befasst. Lambertz sagte: „Ach was! Sie haben eine langjährige Praxis hinter sich und sollen den Studenten einfach erzählen, auf welche Art Sie Ihrer Lehrerfolge erzielt haben. Die übliche Terminologie werden Sie sich rasch aneignen, da Sie die Studenten, die jetzt sehr wenig wissen, nicht nur ein Semester, sondern mehrere hintereinander unterrichten. Ich habe schon zuviel junge Leute und brauche alte Praktiker. Sie können mir diese Unterstützung nicht verweigern.“ Ich entsann mich, dass der Gasschutzdienst mir

dreißig Jahre früher viel ferner gelegen hatte, wusste auch, dass die Universität gut zahlte, und nahm daher schließlich an.

Seit der Erledigung Hitlers brannte ich darauf, die Humanitätsgedanken Voltaires und der deutschen Klassiker wieder zum Leben zu erwecken. Daher fing ich mit **Herders** „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784-1791) an. Ich setzte den Studenten auseinander, dass in dieser Weltgeschichte der Kultur viel Schönes stände, dass aber in ihr Spinozismus, Rousseauverehrung, Voltairianismus und Christentum nicht reinlich geschieden würden, sondern vielfach durcheinandergehen. Herder entwickle das Humanitätsideal nicht wissenschaftlich, sondern predige darüber. Ähnlich sei auch Schillers akademische Antrittsrede am 26. und 27. Mai 1789 in Jena zu beurteilen. Diese berühre jedoch unsere Aufgabe unmittelbar; denn sie trage den Titel: „Was heißt, und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Schiller meint, der Geschichtsunterricht habe das Streben nach Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit zu fördern. Das ist nicht mehr die alte theologische Auffassung, sondern eine philosophisch-idealistische, in die durch die Betonung des Freiheitsideals etwas Revolutionäres hineinkommt. Das entspricht dem damaligen Kampf des Bürgertums gegen den Feudalismus und die Kirche. Sie wurden als reaktionäre Mächte betrachtet. Heute ist das Bürgertum, soweit es noch an dem Kapitalismus festhält, selbst reaktionär und bekämpft im Bunde mit seinen alten Gegnern den Sozialismus, der sie alle überwinden wird. Man muß diesen Unterschied im Geschichtsunterricht immer wieder betonen, darf sich aber dabei nicht in uferlose Gespräche mit den Schülern verlieren. Die gute Pädagogik ist, wie **Goethe** in den „Wahlverwandschaften“ (1809) auseinandersetzt, gerade das Gegenteil der guten Lebensart. Das gesellschaftliche Gespräch springt durch Stimmungen, Bildern und Vergleiche flüchtig von einem Gegenstande zum andern. Der gute Pädagoge lenkt dagegen unerbittlich immer wieder zu dem zurück, was in der Unterrichtsstunde behandelt werden soll. Der Zweck des gesamten Geschichtsunterrichts ist der, dass die fünf Epochen, Urgemeinschaft, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus, dem Schüler so in Fleisch und Blut übergehen, dass er sich stolz als Kämpfer für den Sozialismus fühlt. Gerade aus diesem Gesichtspunkte kann der Lehrer mit Gewinn auch die älteren **liberalen Historiker**, Rotteck, Biedermann, Schlosser, Zimmermann, Gervinus, lesen, weil sie den bürgerlichen Standpunkt entschlossen vertreten. Ihr Grundmangel ist die ungenügende Berücksichtigung des Wirtschaftlichen, das Karl Marx als den Hauptfaktor der Entwicklung entdeckt hat.

Da die jungen Leute noch tief im Individualismus steckten und gern sagten, sie wollten sich nicht „vermassen“ lassen, war hier eine Kritik der marktschreierischen Deklamation **Carlyles** über „**Helden und Heldenverehrung**“ (1841) am Platze. Dieser Schotte behauptete, dass Odin „in seinem wilden nordischen Gewande, mit seinem wilden Barte und Auge, mit seiner rauen nordischen Sprache und Gewohnheit“ der erste war, der die Gabe der Gedankendarstellung hatte. In Wahrheit war Odin aber ein Sturmdämon, der später zum Standesideal der Krieger und Skalden umgeformt wurde. Carlyle sieht ihn bereits so, wie er in der Wagneroper und in den völkischen Phantastereien erscheint. Nur wären Hitler, Goebbels und Rosenberg sehr unzufrieden mit dem zottigen Fell gewesen, das Carlyle seinem Kulturschöpfer Odin umhängt. Seine übrigen Helden sind ebenso willkürlich dekorierte Theatergruppen. Muhammed war kein Betrüger; denn „alle großen Männer sind aufrichtig.“ Dante hat die Hölle nicht geschildert, um seine Gegner in ihr unterzubringen, sondern er hat „die Seele des Mittelalters rhythmisch gestaltet.“ Dagegen hat Shakespeare ruhig und heiter das äußere Leben Europas dargestellt. Man weist kopfschüttelnd auf den „Lear“, den „Othello“, den „Hamlet“ und den „Macbeth“ hin, wenn man diesen Unsinn hört. „Hätte Luther auf dem Reichstage zu Worms anders gehandelt, so wäre alles anders

gewesen“, sagte Carlyle. Wir erwidern: „Nein.“ Dann hätte dieselbe Strömung einen andern an die Spitze getrieben.“ Wenn man Carlyle langsam liest, hat man bei jedem Satze seine Bedenken. Seine Heldenverherrlichungen sind nur pathetische Grabreden.

Dagegen erklärt **Karl Marx** im „18. Brumaire“ (1852) die französischen Parteien aus der wirtschaftlichen Struktur des Landes entlarvt Napoleon III, als einen Gauner, der von der Bourgeoisie verehrt wird, weil er sie von der Angst vor dem Proletariat befreit. Man muß diese Darstellung in den Geschichtsunterricht übernehmen, ohne mit den Schülern endlose Debatten über den dialektischen Materialismus zu führen. Ein junger Lehrer tat das damals in der Leibnizschule und sagte den Schülern, er setze die Kenntnis der Tatsachen voraus und bespreche mit ihnen nur, was sie sich dabei denken sollten. Die vorausgesetzten Tatsachen fehlten dann beständig, und ein williger Schüler zeigte mir stöhnend seine Nachschriften, in denen jede Stunde nur zwei Zeilen lang war. Auf diese Art kann man keine Kenntnisse übermitteln. Allerdings hält jede Epoche andere Dinge für wissenswert. Comenius überfüllte den Geschichtsunterricht, der vor ihm nur die biblischen Erzählungen und die antiken Berichte wiederholte, mit enzyklopädischem Wissen und ließ sogar schon eine Stunde wöchentlich Zeitungen vorlesen. Auf den Jesuitenschulen und den Ritterakademien des Barocks wird daraus eine Kavaliersdisziplin. **Leibniz** macht eine Anstandsverbeugung vor der christlichen Religion, deren Wahrheit man auch historisch beweisen könne: „Sonst genügen einem Manne, der für den Gebrauch des Lebens Großes leisten soll, ein ungefährer Abriß der Universalgeschichte und einige merkwürdige Geschichten, die sich passend im Gespräch verwenden lassen, wohin auch Scherze und Witze gehören.“ Weltmännischer kann man sich nicht ausdrücken! Der große Plauderer Fontane (1819-1898) hat den Wert der Anekdote auch stark übertrieben, aber in der Barockzeit wird es in Deutschland sicher nur sehr wenig geistvolle Anekdotenerzähler gegeben haben. Sobald der Geschichtsunterricht Weltleute heranzubildete, tauchte, was sehr viel wichtiger ist, die Forderung auf, die jüngste Vergangenheit zur Hauptsache zu machen. Als Zedlitz für Friedrich II. die preußischen Schulen reformierte, musste er aber feststellen, dass die meisten Geschichtslehrer weltfremde Gelehrte waren, die gewöhnlich nur bis zu Karl dem Großen kamen. Der König befahl 1765 der Berliner Ritterakademie, die in Europa geschehenden Dinge heranzuziehen, auch Revolutionen zu behandeln und zu zeigen, „Dass meistens das Laster bestraft und die Tugend belohnt wird.“ In diesem „meistens“ verrät sich die Skrupellosigkeit, mit der Friedrich II. den „Antimachiavell“ schrieb, während er selbst machiavellistisch handelte, Verträge brach und Raubkriege führte. Aus dem Unterschiede zwischen dem, was das Bürgertum in der Zeit der Französischen Revolution und der nationalen Befreiungskämpfe verlangte, aber die Regierungen noch nicht bewilligen wollten, ging der Unterricht **liberaler** Geschichtslehrer hervor. Die Universitäten wurden damals etwas weniger schikaniert als die Schulen. Die Lehrer sollten in diesen dafür sorgen, „dass der Jugend nicht der für sie so heilsame Autoritätsglaube genommen werde.“ Zur preußischen Militarisation Deutschlands gehörte ein Geschichtsunterricht, der fast nur aus Monarchenkult und Schlachtschilderungen bestand. Auf den Höhepunkt kam er unter Wilhelm II. Hier konnte ich den Studenten bereits vieles Selbsterlebte berichten, mehr noch aus der Weimarer Zeit. Der Hinweis auf mein Buch „Schwarzrotgold“ war aber nunmehr reine Theorie. Das Werk war im Buchhandel nicht mehr zu haben. Aus den Lehrerbibliotheken hatten es die Nazis entfernt. In der Leibnizschule war es allerdings geschickt versteckt worden und 1945 wieder zum Vorschein gekommen.

Immer wieder empfahl ich den Studenten, sehr viel zu lesen, um den Stoffhunger der Schüler wirklich befriedigen zu können. **Nietzsches** Kampf gegen den Historismus in der Abhandlung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ (1874) lehnte

ich ab. Unangenehm war mir der Spott dieses einsiedlerischen Stilkünstlers über den Geschichtsunterricht, in dem Leute, die nie etwas Großes getan haben, von den Großtaten anderer jungen Leute erzählen, die nichts davon begreifen, sondern sich instinktiv in einen „vorsätzlichen Stumpfsinn“ retten. Unsinnig fand ich Nietzsches Forderungen, dass die Geschichte nicht nur von großen Männern gemacht, sondern auch nur von großen Männern und für große Männer geschrieben werden dürfe. So sah Napoleon III. die Sache, als er seine „Geschichte Julius Cäsars“ (1862) schrieb. Er nannte Napoleon I. und Cäsar „die strahlenden Leuchttürme der Geschichte.“ Natürlich hielt er sich selbst für einen solchen Turm, aber Nietzsche hatte doch gerade den Einsturz dieses Turmes erlebt, als er seine Abhandlung schrieb! Wir müssen daran festhalten, dass die Empfänglichkeit der Jugend die mangelnde Erfahrung ersetzt.

Nietzsche verachtete die Massen als „verschwimmende Kopien der großen Männer auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten hergestellt.“ Noch weiter trieb der Franzose **Gustav Le Bon** (1841-1931) die Verachtung der Masse in seiner öfter zitierten als gelesenen „Massenpsychologie“ (1895). In der Überzeugung, dass der am stärksten im Gedächtnis haftende Personenkultus eines der wichtigsten Probleme des Geschichtsunterrichts ist, nahm ich auch dieses Buch ausführlich mit den Studenten durch. Le Bon war Arzt und Soziologe wie Müller-Lyer, schrieb aber wie Zola und Taine unter dem Eindruck der französischen Niederlage 1870/71 und der Kämpfe um die dritte Republik. Er verachtete die Massen, weil sie auf solche Komödianten wie Napoleon III. und Boulanger immer wieder hereinfließen. Das bewusste Geistesleben macht nach Le Bons Meinung bei jedem Menschen nur einen geringen Bruchteil im Vergleich mit dem Unbewussten aus und erlischt in der Massenseele völlig. In ihr hat der kluge Gelehrte dieselbe Moral, Politik, Religion, Sympathie und Antipathie wie sein dummer Schuster. Alle Welt hat nicht „sehr viel mehr Geist als Voltaire“, sondern viel weniger, weil jede Selbstkritik in der Masse schwindet. Der Wert dessen, was das Volk glaubt und sagt, steht auf der Rangstufe einer Kinderaussage, also sehr tief. Im Gegensatz zu der Behauptung weltfremder Richter, dass Kinder nicht lügen, sagt Le Bon: „In diesem Alter lügt man stets.“ Wenn Tausende etwas beobachtet und bezeugt haben, dann ist es sicher falsch. Die historischen Quellen sind „Phantasieberichte schlecht beobachteter Ereignisse nebst nachträglicher ersonnener Erklärungen.“ Die Masse hat nur Sinn für **legendäre** Helden, nicht für wirkliche. Sie hegt ein tiefes Misstrauen gegen alles Neue und Ungewohnte. Was aber endlich einmal in sie eingedrungen ist, erstarrt zu einer Religion. Das Denkorgan der Masse ist die **Phantasie**. „Alle bedeutenden geschichtlichen Ereignisse“, sagt Le Bon, „die Entstehung des Buddhismus, des Christentums, des Islam, der Reformation, der Revolution und in neuerer Zeit das drohende (!) Hereinbrechen des Sozialismus sind die unmittelbaren oder mittelbaren Folgen starker Eindrücke auf die Phantasie der Massen.“ Jetzt herrscht der Aberglaube, dass die Menschheit durch Vervollkommnung der Verfassung fortschreitet, und dass soziale Umwandlungen durch Erlasse bewirkt werden können. Kein Unterricht kann die Instinkte und Leidenschaften der Menschen ändern. Das Leben, nicht die Schule entwickelt das Urteil, die Erfahrung, die Tatkraft und den Charakter.

Im Gegensatz zu Carlyle und Nietzsche erklärte Le Bon es für einen Irrtum, die **Führer** der Massen für scharfsinnig zu halten. Da der Scharfsinn Zweifel und Unentschlossenheit erzeugt, findet man unter den Führern besonders viele „Nervöse, Reizbare und Halbverrückte, die sich an der Grenze des Irrsinns befinden.“ Diese Ausführungen Le Bons haben für viele junge Menschen nach dem Bankrott Hitlers etwas Bestechendes. Sie stehen aber wörtlich in der deutschen Übersetzung von Professor Dr. Walther Moede, die im Jahre 1938 bei Alfred Kröner in Stuttgart erschienen ist. Damals lag alles vor Hitler auf den

Knien. Wer ihn zu den „Nervösen, Reizbaren und Halbverrückten“ rechnete und das einem andern auch nur zuflüsterte, musste auf Zuchthaus, Konzentrationslager, Folter und Schafott gefasst sein. Le Bon würde sagen: „Das konnte ruhig gedruckt werden. Die Masse ist gar nicht fähig, die Anwendung auf einen Helden zu machen, den sie vergöttert.“ Er schließt seinen pessimistischen Gedankengang mit den skeptischen Worten ab: „Aus der Barbarei von einem Wunschtraum zur Kultur geführt, dann, sobald dieser Traum seine Kraft eingebüßt hat, Niedergang und Tod - in diesem Kreislauf bewegt sich das Leben eines Volkes.“ Diese Auffassung ist nur möglich, weil auch Le Bon die wirtschaftlichen Verhältnisse, den aus ihnen entspringenden Klassenkampf und die ohne Änderung der Besitzverhältnisse allerdings unmögliche Klärung des Massenbewusstseins nicht heranzieht, sondern verabscheut. An seine Kritik schloß sich die **Sprenglers** an. Hier brauchte ich nur vorzutragen, was ich längst hatte drucken lassen.

Mein Kolleg entwickelte sich nur langsam ins Pädagogische hinüber. Im Mai 1947 besprach ich die in der „Neuen Schule“ veröffentlichten Ausführungen **Hadermanns** über den „Geschichtsunterricht in der demokratischen Schule“. Dieser Kollege verlangte, dass man die demokratisch-antifaschistische Bewegung und die russische Oktoberrevolution gemäß dem Lehrplan für Geschichte vom 1. Juli 1946 ausführlich behandeln solle. Das sei durchaus keine Liebedienerei gegenüber der Besatzungsmacht, setzte ich den Studenten auseinander. Von den 480 Geschichtsstunden der vier Oberklassen entfielen nur 33, also nur der fünfzehnte Teil, auf die russischen Ereignisse. Bedenken aber hatte ich gegen das im Lehrplan ausgesprochene Verbot: „Jene veraltete Form des Geschichtsunterrichts, die darin besteht, dass der Lehrer zu Beginn der Stunde das „Aufgegebene“ vortragen läßt, dann den neuen Stoff bietet, ihn wiederholen oder aus dem Geschichtsbuch vorlesen läßt, ist **untersagt**, weil sie die Selbsttätigkeit des Schülers lähmt.“ Das war offenbar ein Rest Gaudigscher Auffassung, nach der Lehrer und Schüler gemeinsam das historische Bild „erarbeiten.“ Die Schule ist kein Forschungsinstitut. Das Erarbeiten wird in der Praxis eine endlose Quatscherei. In diesem Punkte bekam ich recht; denn in der zweiten Auflage des Lehrplanes wurde das Verbot von Vortrag und Wiederholung gestrichen. Die Übersetzungen der sowjetischen Geschichtslehrbücher erschienen aber sehr langsam, noch viel später eigene deutsche. Der Lehrer musste nicht nur sich selbst helfen, sondern auch den Schülern erlauben, dass sie ältere, unsern Anschauungen zum Teil nicht entsprechende Geschichtsdarstellungen mitbrachten, um wenigstens die Tatsachen gedruckt vor Augen zu haben. Nazistische Bücher durften das natürlich nicht sein, wohl aber vornazistische: André, Ploetz, Neubauer, Seyfert, Schnabel. Ich setzte die Studenten ins Bild, wie die sowjetischen Offiziere ihre Revisionen vorzunehmen pflegten. Wir wurden in der Leibnizschule, die zwischen der sowjetischen Kommandantur und dem Hauptbahnhofe lag, besonders häufig von ihnen aufgesucht. Die Offiziere, die im Zivilberuf selbst Lehrer waren, nahmen den Schülern zunächst alle Geschichtsbücher weg, auch die noch in den Schulmappen steckenden, gaben sie aber, da keine nazistischen darunter waren, ohne Beanstandungen zurück und sagten: „Einige Tatsachen und Zahlen finden die Schüler auch in dem ältesten Buche.“ Dann ließen sie sich von mir dreierlei vorlegen: 1) meine schriftliche Präparation der Stunde, 2) die Stelle im amtlichen Lehrplan, an der die Stunde festgelegt war, 3) die Bücher, aus denen ich mich präpariert hatte. Als ich mein Buch „Schwarzrotgold“ vorzeigte, hörte ich zu meinem Erstaunen: „Dieses Buch kennen wir. Es ist gut.“ Glücklicherweise habe ich darauf nicht erwidert: „Wozu kommen Sie denn eigentlich noch her?“ Dreißig Jahre früher hätte ich es wahrscheinlich getan. Dann wurde ich 4) gefragt, nach welchen Grundsätzen ich selbst unterrichtete und den Unterricht meiner Lehrer lenkte. Ich sagte: „Nach Ihren Grundsätzen, die wir als vorbildlich betrachten.“ Mein Erstaunen

wuchs, als ich die Antwort bekam: „Das ist falsch. Sie haben in Ihrer deutschen Pädagogik eine große liberale Tradition, und an die müssen Sie anknüpfen. Dann erst kommt das in Frage, was wir besser gemacht haben.“ Wahrscheinlich war dieser Offizier gründlicher in der deutschen Pädagogik bewandert als ich.

Die Studenten wurden durch die Schilderung dieser Szene nicht etwa beruhigt, wie ich gehofft hatte, sondern erschreckt. Sie erklärten, sie wüssten nicht, was sie in ihren Stunden sagen sollten. Es blieb mir gegenüber der allgemeine Verzweiflung nichts anders übrig, als ihnen die geforderten 33 Stunden über die Geschichte Russlands und der Sowjetunion in abgekürzter Form zu halten und sie dabei zu Fragen, wie sie Schüler zu stellen pflegen, zu animieren. Wir spielten also gewissermaßen Schule in der Universität. Dabei konnte ich meine Hörer darauf aufmerksam machen, dass im amtlichen Lehrplan die wichtige Rolle der Russen im Siebenjährigen Kriege vergessen war. Ferner ziehen sich durch die ganze russische Geschichte Bauernaufstände. Einer der ersten revolutionären Märtyrer war im 17. Jh. der Bauernführer **Stenka Rasin**. Dabei wies ich darauf hin, dass ein Teil von Grimmelhauseus „Simplicissimus“ in Russland spielt. Dieser Schauplatz wird aber phantastisch, als ein Märchenland, in dem alles möglich ist, geschildert. Nach der deutschen Literatur zog ich in wachsendem Maße die russische in die Darstellung hinein. Radistschew, der mit Goethe in Leipzig studiert hatte, verbreitete die Aufklärung in Russland, wurde von Katharina II. zeitweilig begünstigt, aber schließlich nach Sibirien verbannt, als er nicht zahm genug aufklärte. Katharina II. liebte Voltaire, Diderot, Nicolai und Thümmel, las aber niemals etwas von Goethe, Schiller oder Herder, der doch eine Zeit lang „Der Genius Livlands“ werden wollte. Durch den Kosakenaufstand Pugatschows und die vier Jahre später ausbrechende Französische Revolution wurde Katharina II. derart erschreckt, dass sie fortan feudal-absolutistisch regierte. Zur Einverleibung der Krim unter dem Namen „Taurien“ ins russische Reich bemerkte ich, dass sie in den Jahren erfolgte, in denen Goethe an seiner „Iphigenie“ arbeitete: „Der Dichter liebte die Zeitungslektüre nicht und war weit davon entfernt, die Landkarte daneben zu legen. Er hat „Tauris“ immer für eine Insel gehalten.“ Zur dritten Teilung Polens erwähnte ich, dass der Geisterdichter E.Th.A. Hoffmann als preußischer Assessor in Warschau amtierte. Zur Abschaffung der Folter belehrte ich die Studenten, dass sie zwar in Preußen 1754 erfolgte, in Mecklenburg 1769, in Österreich 1776, in Frankreich 1789, aber in Russland erst 1801 und doch noch früher als in Bayern, Württemberg und Hannover. Solche Tatsachen sind interessant, trotzdem nur wenigen Menschen bekannt.

Mit Nikolaus I., dem „Henker der Dichter“, kam ich noch tiefer ins **Literarische** hinein. Der Zar ließ 1826 Rylejew hängen und 1849 Dostojewski zur Erschießung verurteilen, begnadigte diesen aber auf dem Hinrichtungsplatze zur Zwangsarbeit in Sibirien. Alexander Herzen, Puschkin, Lermontow, Gogol gaben melancholische Bilder der russischen Zustände, die den heutigen in keiner Weise ähnlich sehen. Seit der Regierung Alexanders II. überholte der russische Roman schnell den deutschen: Gontscharows „Oblomow“ erschien 1858, Turgenjews „Adelsnest“ 1859, Tschernischewskis Roman „Was tun?“, das Lieblingsbuch Plechanows und des bulgarischen Revolutionärs Dimitrow, 1863, Dostojewskis „Verbrechen und Strafe“ (deutsch Schuld und Sühne) 1866. Tolstois „Krieg und Frieden“ wurde 1869 abgeschlossen, und so geht das bis zu Gorkis „Mutter“ (1907) weiter. Ausdrücklich sagte ich den Studenten, dass ich nie über ein Buch redete, ohne es **gelesen** zu haben, und riet ihnen, diese Regel genau einzuhalten. Den erwarteten Einwand: „Keine Zeit“, konnte ich leicht mit dem Hinweis auf meine rastlose Tätigkeit im höchsten Alter widerlegen und mit Stolz betonen, dass ich seit fünfzig Jahren jeden Sonntag durchgearbeitet hätte, ohne meiner Gesundheit zu schaden. Die durchkneipten Nächte erwähnte

ich allerdings nicht. Das schickte sich nicht in einer so entbehrungsreichen Zeit und hätte die jungen Leute noch melancholischer gemacht, als sie ohnehin waren. Die trostlose Müdigkeit nach dem Zweiten Weltkriege war ja noch auf allen Gesichtern zu lesen.

Bei Tolstoi zog ich auch den haßerfüllten Roman der Reaktionärin Rachmanowa „Tragödie einer Liebe, Roman der Ehe Leo Tolstois“ (1937) heran, ebenso Gorkis Urteil: „Tolstoi vertritt den Skeptizismus der Unwissenheit des altrussischen Dorfes.“ Mit einer ausführlichen Charakteristik Plechanows und Lenins fand ich mich aus der literarischen Sphäre in die politische zurück, verglich das Verhältnis der beiden Politiker aber doch wieder mit dem Herders und Goethes. Der Ältere regt den Jüngeren an, bleibt aber bald weit hinter ihm zurück. Auch sind Plechanow und Herder früh gealtert. Von Plechanow interessierten mich besonders die „Beiträge zur Geschichte des Materialismus“ (1896), in denen er glänzend den Naturkultus des Bürgertums analysiert. Klöster, Kirchen und Burgen sind unnatürlich in der Landschaft, aber nie wird das von einem Fabrikschornstein gesagt. Der Gegensatz zur Romantik ist frappant. In der sowjetischen Landschaftsschilderung sind schließlich die großen Industriebauten das Schöne. Wenn am Abend die elektrische Beleuchtung aufflammt und die Hochöfen glühen, wird der Sonnenuntergang nicht mehr beachtet. Zusammenfassend sagte ich: „Tolstoi schildert Grafen, hohe Beamte, Offiziere, Gutsbesitzer und Bauern, dagegen Dostojewski Kleinbürger, Handwerker, Trödler und verdorbene Intelligenzler, endlich Gorki Arbeiter, Vagabunden, Lehrerinnen, Agitatoren und brutale Polizisten. Mit Tolstoi gehen wir zur Adelsversammlung, zum Pferderennen oder auf die Wolfsjagd, mit Dostojewski zur Pfandleiherin oder in die Schenke, mit Gorki ins Nachtsyl oder in die Geheimversammlung sozialistischer Arbeiter.“

Meine Neigung, Literatur, Geschichte und Politik als eine Einheit zu sehen, hat sich nicht erst im Alter herausgebildet. Schon in meinen besten Jahren sagte ein Schüler vom Glanzjahrgang 1911, Davenport, einmal: „Wenn Riemann über etwas redet, redet er immer über alles mögliche andere.“ Als Stolzenberg 1947 einen meiner geschichtspädagogischen Studenten, Menke-Glückert, fragte, wie ihm meine Vorlesungen gefielen, bekam er die Antwort: „Riemann unterrichtet sehr geistvoll, aber ganz unsystematisch.“ Das Zerschneiden der Wissenschaft in streng getrennte Fächer ging mir gegen den Instinkt. In letzter Linie ist daran wohl die Gastlichkeit meines Elternhauses schuld, in dem jeden Sonntagnachmittag zwar die Musik Hauptthema war, aber doch über alles mögliche geplaudert wurde. Solche Jugendeindrücke haften tief.

Die Stunden über russische Geschichte und Literatur hatte die Wirkung, dass nicht nur Leipziger Schulen und Kulturgruppen, sondern auch auswärtige mich baten, Vorträge über dieselben Themen, die damals alle Welt interessierten, zu halten. So erweiterte sich mein Wirkungskreis in ähnlicher Weise, wie das in der monistischen und in der Reichsbannerbewegung der Fall gewesen war. Aber als ich wieder nach Bitterfeld kam, wo ich vor 1933 bei den Festen der Republik gesprochen hatte, fand ich von meinen alten Freunden niemand mehr vor. Der Kreisschulrat für Leipzig-Land, **Strobel**, schickte mir seine Neulehrer, die Geschichte unterrichten sollten, zwei Jahre lang jeden Freitagnachmittag von halb drei bis halb fünf in die Leibnizschule. Dieser Kursus diente nicht der methodischen Schulung, sondern der Übermittlung historischer **Kenntnisse**. Er belastete mich nicht übermäßig, weil die Präparation mit der auf den Geschichtsunterricht in den beiden obersten Klassen zusammenfiel. Viele von meinen Hörern wurden später Schulleiter, und manche holten mich noch, als ich bereits im Ruhestand war, in irgendeine Mittelstadt, um mich ein historisches Problem dort erörtern zu lassen.

Hier handelte es sich nur um Stoff. Meine Studenten sollten aber **Pädagogik** lernen, und so musste ich mich wohl oder übel einigermaßen gründlich in die Theorie einarbeiten.

Also las ich Jessipow, Gontscharow, Matrunenkow, Oreschkow, Makarenko, Ogorodnikow und Schimbirjew. Nach zwei Jahren kannte ich die sowjetische Pädagogik viel besser als die deutsche. Der Grundzug der sowjetischen war rationalistisch und irreligiös. Das zog mich gewaltig an; denn die deutsche Geringschätzung des Verstandesmäßigen hatte mich immer abgestoßen. Wundt, der seine Studenten denken lehrte, soweit das überhaupt lehrbar ist, galt längst als altmodisch. Jetzt hörte ich von Jessipow: „Der **intellektuellen** Erziehung kommt die führende Bedeutung zu.“ Er verlangte vom Lehrer, den Kindern klarzumachen, „dass nicht die Götter die Menschen geschaffen haben, sondern umgekehrt die Menschen die Götter und daß sie sich phantastische Erklärungen der uns umgebenden Erscheinungen ausgedacht haben. Die Kinder müssen auch erfahren, wie die Ausbeuter die Religion zur Knechtung der Massen ausgenutzt haben.“ Mir war zumute wie einem Wanderer, der nahe dem Ziel einen Wegweiser findet, aus dem er ersieht, dass er richtig marschiert ist. Dagegen verletzte es mich, dass die Sowjetpädagogen vom witzigen **Voltaireanismus** nichts wissen wollten. Schimbirjew behauptet, dass man durch Hohn und Spott gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man beabsichtigt. Das stimmt nicht. Voltaire hatte durch seine zahllosen guten Witze die öffentliche Meinung auf seine Seite gebracht, ehe er im Kampf für die Opfer der klerikalen Justiz, namentlich für den unschuldig geräderten Calas, ein zorniges Pathos entfaltete. Man nahm ihn ernst, als er losdonnerte, weil man einen ganz anderen Ton von ihm gewöhnt war. Denselben Verlauf haben wir vor uns, als Anatole France für Dreyfus eintritt. Bernard Shaw sagte, als ihm eine Arbeiterabordnung versicherte, er sei „das Lachen von Karl Marx“, so hoch könne er sich nicht einschätzen. Das Lachen von Karl Marx sei das Lachen eines Löwen.

Die Sowjetpädagogik kam mir nicht nur hier zu ernst und zu feierlich vor. Da die Lehrer nicht in dem Rufe stehen, gewandte Weltleute zu sein, müsste die Pädagogik, auf die sie so stolz sind, ihnen soviel wie möglich davon mitteilen. Die weltliche Schule muß sich von der geistlichen des Mittelalters gründlich unterscheiden, gerade weil die meisten Pastoren dazu neigen, die Lehrer immer noch als ihre Küster zu betrachten. Gegen den dialektischen Materialismus werden die Geistlichen immer wieder kämpfen. Sie können in ihm nur Satanswerk sehen. Zwischen der göttlichen Vorsehung und dem Zwang der wirtschaftlichen Entwicklung kann man keine haltbaren Brücken bauen. Die Kirche wird immer das eine lehren, die weltliche Schule das andere. Es ist mir mehr als einmal passiert, dass ein Schüler im Geschichtsunterricht meine Ausführungen anzweifelte und rief: „Das glaube ich Ihnen nicht; denn ich glaube noch an Gott.“ – „Ich nicht“, habe ich dann immer erwidert und dabei mitleidig gelächelt. Bei der Durchnahme von Dantes „Hölle“ in der zehnten Klasse fragte mich ein Schüler, der sich für sehr gescheit hielt, ob sich der noch nicht gestorbene Dante nicht versenge, wenn er mit Vergil die Hölle durcheile. Nur ein so alter Lehrer wie ich konnte darauf antworten: „So genau weiß ich in der Hölle noch nicht Bescheid. Warten Sie noch ein paar Monate oder einige Jahre, dann kann ich Auskunft geben.“ Das ist der spöttische Ton, den Schimbirjew verwirft. Aber ich glaube, dass diese Szene sich den Schülern **ingeprägt** hat.

Neben der Leibnizschule steht die Nordkirche. Mit ihrem Beherrscher geriet ich in Streit, als er von uns Schulräume für den Konfirmandenunterricht forderte und keine Reinigungskosten bezahlen wollte, während er uns die Sakristei nur gegen Bezahlung von Reinigungskosten zur Verfügung stellen wollte. Natürlich ging ich auf dieses einseitige Geschäft nicht ein. Darauf wandte sich der Pfarrer an den Rat der Stadt, der feststellte, dass ich in Leipzig der einzige Schulleiter war, der Geld von der Kirche verlangte. Meine Antwort lautete, dann machten es eben alle andern verkehrt. Vorrechte für die Kirche gebe ich nicht. Die Leipziger Pastoren verklagten mich in Dresden. Dort wurde festgestellt, dass

ich in ganz Sachsen der einzige war. Ich gab dieselbe Antwort und fügte gleich hinzu, dass ich auf meinem Recht auch dann bestehen würde, wenn die Kirche sich nach Berlin wende und dort feststellen lasse, dass ich in der ganzen DDR der einzige sei. Schließlich schrieb man mir aus Dresden, sachlich sei ich vollkommen im Recht, aber die Blockpolitik erfordere, dass alle unnützen Streitigkeiten vermieden würden. Seitdem verzichteten wir auf die Benutzung der Sakristei zu Unterrichtszwecken und die Kirche auf unsere Schulräume für den Konfirmandenunterricht. Aber der Pastor **Hermann**, der ehemals Beyer denunziert und sich mit mir herumgeschlagen hatte, erschien plötzlich wieder in der Schule, an der er Lehrer gewesen war und offenbar noch ein gewisses Ansehen genoß. Er eilte von Klasse zu Klasse und warb für den Konfirmandenunterricht. Vom Hausverwalter benachrichtigt, ging ich sofort auf den Gang, stellte Hermann und bedeutete ihm, dass er Schulräume nur mit meiner Erlaubnis betreten dürfe, die ich ihm niemals erteilen würde. Hermann zog wütend ab. Sznurkowski duldete seitdem nicht mehr, dass sich die Konfirmanden in oder vor unserer Schule versammelten, ehe sie zum Pfarrer gingen, sondern befahl ihnen, sich vor der Kirche zu sammeln. So sieht die Trennung von Kirche und Schule da aus, wo sie wirklich vollzogen wird. Natürlich erzählte ich auch den Studenten im Kolleg häufig von den Stadien dieses Kleinkrieges. Der durch die Verfassung der Sowjetunion (1936) verbürgten Freiheit der **antireligiösen Propaganda** stellte ich unsern amtlichen Lehrplan gegenüber, der noch 1947 von uns verlangte, die „Einwirkung der Kirchen auf die geschichtliche Entwicklung objektiv dazustellen und zu werten.“ Dazu bemerkte ich, dass wir jetzt eine Masse katholischer Schüler aus dem Sudetenland und aus Schlesien bekommen hätten. Ich wahrte die „Objektivität“ insofern, als ich die Lebensgeschichte Loyolas, die sonderbar genug sei, ebenso ausführlich schilderte wie Luthers. Aber bei der Behandlung des Bauernkrieges merkten die Schüler doch, dass mir Thomas Münzer lieber sei als Luther und Loyola zusammen. Vermutlich sei das nicht objektiv. Andererseits hätte ich die größte Mühe, denjenigen Schülern, die ebenso fortschrittlich dächten wie ich, das Wesen der mittelalterlichen Scholastik klarzumachen. Diese sei kein bloßer Irrsinn, sondern habe auf Grund merkwürdiger Voraussetzungen folgerichtige Gedankengänge entwickelt, die Menschen also immerhin **logisch** geschult.

Für Schwächlinge erklärte ich die Lehrer, die grundsätzlich jede persönliche Stellungnahme vermieden. Als 1949 ein Geschichtslehrer der Leibnizschule in den Westen flüchtete, musste ich einige Monate vor dem Abitur seinen Unterricht in der zwölften Klasse übernehmen. Die Schüler brachten mir ein Heft, in dem drei von ihnen in gemeinsamer Arbeit den Vortrag des Flüchtlings festgehalten hatten. Aus der Stoffwahl, der Behandlung der Revolution und der zaghaften Darstellung der Bismarckschen Politik ersah ich, dass der Lehrer ein Volksparteiler mit kirchlichem Einschlag, also nach den neuen Parteinamen halb CDU halb LDP war. Die Schüler hatten ihn oft nach seiner eigenen Meinung gefragt, aber regelmäßig die „objektive“ Antwort bekommen! „Die Konservativen glauben – die Sozialisten meinen – die Liberalen sagen.“ Demgegenüber betonte ich, dass jetzt von jedem Lehrer eine **kämpferische** Haltung im demokratischen Sinne verlangt werden müsse.

Vor dem Sparen mit der Präparation warnte ich. Wie man sich freut, wenn man am Ende des Monats noch etwas Geld hat, so frohlocken viele Lehrer, wenn von ihrer Präparation noch etwas für die nächste Stunde übrigbleibt. Solche Reste sind nichtgetane Arbeit. Sie werden um so größer, je mehr man die Unterrichtsstunden in Debatten verwandelt, in denen gewöhnlich auch noch immer dieselben Schüler das Wort führen. Gar nicht befreunden konnte ich mich aber mit Schimbirjews mechanischer Lösung. Er zerlegt jede Geschichtsstunde in fünf Teile: zehn Minuten Wiederholung, fünfzehn erstes Vortrags-

stück, fünf dessen Besprechung, fünfzehn zweites Vortragsstück und, wenn man etwas Zeit eingespart hat, zusammenfassende Schlussbesprechung. Man hat mit Recht darüber gespottet und dem Lehrer empfohlen, einen Taschenwecker mitzubringen und ihn nach jedem Klingelzeichen neu zu stellen. Der einst in der Freidenkerbewegung mit Erfolg tätige, namentlich mit dem Schulkampf der anderen Nationen sehr vertraute **Reinhold Lehmann** hatte sich als Kreisschulrat zu einem derartigen Pedanten entwickelt, dass er auch noch eine Unterteilung der fünf Schimbirjewschen Stundenteile in der schriftlichen Präparation verlangte, so dass Stücke von zwei bis vier Minuten für die einzelnen Ereignisse herauskamen. Mit dem Stolz, der den Deutschen immer erfüllt, wenn er etwas sinnlos übertreibt, rief Lehmann in einer Lehrerversammlung: „Ich verlange eine minutliche Kontrolle!“ Er war sehr unangenehm berührt, als ihm zunächst eine Schulleiterin mitteilte, dass mehrere von ihren Neulehrern überhaupt keine Taschenuhr besäßen. Dann stieg ich ans Rednerpult und entwarf ein Bild davon, wie ich vor der Klasse stände, in der einen Hand die Präparation, in der andern die Uhr, und die Jungen für Kolumbus begeistern wollte, aber plötzlich merkte, dass die Audienz bei der Königin Isabella eine Minute zu lange gedauert hatte. Ich beschleunigte die Fahrt so sehr wie möglich, blieb aber in Sargassomeer stecken und verlor wieder eine Minute. Natürlich gab es ein großes Freudengelächter, aber diese Kritik hat mir Lehmann nie verziehen. Er drängte mich fortgesetzt, mein Amt niederzulegen. Als er zu diesem Zwecke an einem Vormittag viermal ins Rektorzimmer kam, beschwerte ich mich bei der Partei, die Lehmann vielmehr selbst nötigte, seinen Abschied zu nehmen. Es war wieder einmal eine von den **Dummheiten** meines Lebens, aber die Erinnerung an diese vergnügte mich ebenso wie die an die andern. Dagegen ärgere ich mich jedesmal, wenn ich an etwas zurückdenke, was ich „lebensklug“ erledigt habe. Das sind ja doch nur Kapitulationen! Wenn man den Ruf eines Dickkopfes erworben hat, werden sie einem noch nicht einmal geglaubt.

Die sowjetischen Pädagogen warnen uns, den Geschichtsvortrag **kritisch** zu zersetzen. Um das verständliche zu machen, erzählte ich den Studenten ein Erlebnis mit **Schmidt-Breitung**, der sich an der Neuauflage von Webers Weltgeschichte früh zu Tode gearbeitet hat. Dieser gewissenhafte Forscher klagte, dass ihn im Geschichtsunterricht beständig der Gedanke verfolge, alles, was er vortragen müsse, habe gar keine feste Grundlage, sondern sei nur Vermutung oder, wie er sich ausdrückte, „nichts als Sand und lauter Sand“. Er habe ein schlechtes Gewissen, wenn er Dinge erzähle, die man gar nicht wisse. Solche Skrupel muß der Lehrer allerdings zurückdrängen. Er langweilt die Schüler, wenn er andauernd sagt: „Früher glaubte man“, oder: „Jetzt nimmt man an.“ Was soll im Schulunterricht die Feststellung der Forscher, dass die von den Balladendichtern besungene Meuterei der Matrosen des Kolumbus nie stattgefunden hat? Kolumbus hat beständig mit der Möglichkeit einer Meuterei gerechnet. Aber er war Piratenkapitän gewesen und wusste mit seinen Leuten fertig zu werden. Die Schüler müssen ihn vor sich sehen, wie sein Auge die tückisch Blickenden so einschüchtert, dass sie nicht wagen, den Mund aufzutun. So muß man alles ins Anschauliche wenden und darf sich nicht durch kritische Bedenken beirren lassen. Die Geschichtsdarstellung in der Schule ist **bewusst naiv**, so paradox das auch klingt. Der Lehrer kann und muß zu Hause Kritik treiben, aber nicht im Unterricht.

Wenn man Bismarcks Sozialistengesetze in einer populären Erzählung darstellen will, sind Bebels Lebenserinnerungen die gegebene Quelle. Eine Probelektion, die ich hörte, suchte aber Bismarcks Motive auf und hatte damit einen ganz falschen Mittelpunkt. Der Prüfling sagte, er hätte für Bismarck nur zwei Stunden gehabt und deshalb das Sozialistengesetz „irgendwo mit hineingepackt.“ Ein solcher Geschichtsunterricht ist undemokratisch. Von der Darstellung **erfundener** Erlebnisse eines Mannes aus dem Volke wollte ich

aber erst recht nichts wissen, obwohl sie die sowjetische Pädagogik für wertvoll hält. Der Dresdner Bezirksschuldirektor **Gustav Nieritz** (1795-1876) hat mehr als hundert historische Erzählungen für die Jugend geschrieben. Sie erschienen als Einzelbändchen mit je einem bunten Bilde. Als Knabe habe ich einige Dutzend Nieritzbändchen gelesen, aber nur wenig davon im Gedächtnis behalten. Nieritz ist ein ganz guter Nacherzähler, aber sein Liberalismus läuft auf den Abscheu gegenüber Despoten hinaus und ist recht kleinbürgerlich. Ähnlich steht es mit Riehl, Freytag, Bulwer und Sienkiewicz. Felix Dahn ist bereits völkisch und erhebt die Goten zum edelsten Volke der Weltgeschichte. Höchstens fünf Prozent der historischen Novellen und Romane sind zur Anregung der eigenen Phantasie des Lehrers geeignet. Dasselbe muß man aber auch von den Lehrern sagen. Fünfundneunzig Prozent von ihnen imponieren durchaus nicht, wenn sie mit Grabesstimme die Hinrichtung Karls I. schildern oder in künstlicher Erregung den Grafen von Helfenstein durch die Spieße jagen oder mit einer nur in ihrer Phantasie vorhandenen Pike zur Erstürmung der Tuilerien marschieren. Novellistische Stümperarbeit und Schmierenspathos sind in der Klasse nichts wert, weil sie überhaupt nichts wert sind.

Gutes fand ich in der Sowjetpädagogik über **Frage und Antwort**. Wie die Schüler aufpassen, merkte ich beim Hospitieren in der siebenten Klasse. Der Lehrer schilderte die Einführung der Eisenbahn in Deutschland, zog auch das Technische heran, zeichnete an der Tafel und ließ dabei das Rad rechts und links um die Schiene herumgreifen. Sofort reifen mehrere Schüler: „Das ist falsch! Das Rad darf die Schiene nur von außen packen, nicht von innen. Sonst kann man um keine Weiche herum.“ Hier ergaben sich die Fragen und Antworten ganz von selbst. Richtig ist die Vorschrift, nur wenige Fragen zu stellen, diese aber **deutlich**. Noch in der Reifeprüfung wird oft sehr ungeschickt gefragt, z.B. „Was ist Romantik, wenn man vom Gegensatz zum Klassizismus absieht?“ Da kann auch ich nur antworten: „Allerhand.“ Gemeint sein können die Farbenpracht, Bevorzugung des Stimmungsvollen, die nationale Einstellung, Volkstümliche usw. Der Prüfling zerbricht sich den Kopf, worauf der Lehrer hinauswill, und bekommt es gewöhnlich nicht heraus. Man muß die Frage **abgrenzen**: „Hat die Romantik auch eine politische Bedeutung?“ Dann kommt der Prüfling ganz von selbst auf den Gegensatz zur Französischen Revolution, zum Weltbürgertum, zur Aufklärung, zur Demokratie und zum Liberalismus. Wenn eine Prüfung fortwährend stockt, liegt das gewöhnlich an den undeutlichen Fragen. Ist der Kommissar ein erfahrener Pädagoge, dann stellt er selbst einige präzise Fragen, und plötzlich macht sich die Klasse, die vorher unsicher und ratlos war, recht gut.

Dasselbe gilt von jeder Unterrichtsstunde. Auf der Unterstufe ist die Frage; „Was ist eine Finanzreform?“ zu schwer. Bestenfalls bekommt man darauf die auf traurigen Erfahrungen der Eltern beruhende Antwort: „Das ist, wenn neues Geld gedruckt wird.“ Auch die Frage: „Was ist eine Verfassung?“ ist viel zu schwer. Aber wenn geantwortet wird: „Das sind Gesetze“, kann man wenigstens aufs rechte Gleis kommen, indem man weiter fragt: „Wer macht die Gesetze?“ Im übrigen ist es ein Spiel mit falschen Karten, wenn der Lehrer Fragen, die nach seinem Vortrage ganz gut beantwortet werden können, vor demselben stellt. Matrukenkow rät für die Oberklassen eine Annäherung an den akademischen Vortrag an, empfiehlt aber, zwei- bis dreimal in jeder Stunde kurze **Kontrollgespräche** einzuschieben. Kontrolliert wird die Aufmerksamkeit. Die Sowjetschule ist seit 1931 im Übergange vom Lehrgespräch zum Vortrage mit Kontrollgespräch begriffen. Bei uns taucht aber immer wieder die Meinung auf, dass die Universität Zugeständnisse an die Gesprächsmethode machen soll. Dafür sind die akademischen Seminare da, nicht die Kollegien. Überspannt fand ich die Forderung **Oreschkows**, möglichst viel problematische und schwierige Fragen zu stellen. Noch in der zehnten Klasse ist eine wahre Engelsgeduld

erforderlich, um den Schülern den sittlichen Konflikt einer Tragödie wirklich klarzumachen. Natürlich kann und soll man von ihren eigenen Erlebnissen ausgehen. In der Klasse sind zehn Porzellanhaken zum Aufhängen der Garderobe zerschlagen worden. Die Klasse kennt den oder die Schuldigen. Man hat ihr zwanzigmal bereits auseinandergesetzt, dass es sich um ihr Inventar handelt, dass sie die Angegriffenen sind, dass sie einen Akt der Gerechtigkeit verhindern, wenn sie den oder die Schuldigen der Bestrafung entziehen. Es ist sehr schwer, ihnen das klarzumachen, noch viel schwerer aber, sie dahin zu bringen, dass sie ihren Seelenzustand bewusst als „Konflikt zwischen Gerechtigkeitsgefühl und Kameradschaft“ formulieren. Wenn man das mit vieler Mühe und saurem Schweiß fertiggebracht hat, ist es in der Folgezeit leicht, die Konflikte zwischen Ehre und Liebe, Rachedurst und Humanität, Freiheitsbegeisterung und Pietät entdecken zu lassen. Dann hat man durch Mithilfe des **deutschen** Unterrichts im historischen die Möglichkeit so widerspruchsvolle Charaktere wie Wallenstein, Lassalle und Trotzki zu begreifen. Aber die erste Grundlage konnte in der zehnten Klasse, die außerdem auch noch gut begabt war, nur in einer ganzen Stunde gelegt werden. Geht das schon in der achten Klasse, in der man den „Wilhelm Tell“ liest? Die Jungen glauben, dass Tell sich ganz **unnötigen Skrupeln** hingibt, ehe er den abscheulichen Geflügel abschießt. Die Rechtfertigung des Attentats regt sie nicht etwa zum Nachdenken an, sondern langweilt sie. Man bekommt also noch viel mehr verkehrte Antworten als in der zehnten Klasse. Oreschkow verlangte aber, dass der Lehrer die Schüler auch noch anleiten soll, selbst die Fehlerquelle der falschen Antwort zu entdecken!

Hier muß man sich wieder einmal erinnern, dass in der Pädagogik von den unglücklichen Lehrern gewohnheitsgemäß **vielzuviel** verlangt wird. In der Praxis ist man dagegen froh, wenn fünfzig Prozent der Forderungen erfüllt werden. Kommissare, Schulräte, Instruktoren, oder wie man die Aufsichtsbeamten sonst noch nennt, müssen mild sein. Was fällt nicht alles unter die verhängnisvolle Rubrik „sonstige Beobachtungen“? Zufällige Unrasiertheit, Vortrag mit der Hand in der Hosentasche, stehende Redensarten, Dialekt, undeutliche Aussprache, vergessenes Anschreiben eines schwierigen Namens, überhasteter Vortrag, aufgeregtes Hin- und Herfahren in der Klasse - sind das wirklich schwere Mängel, die registriert werden müssen? Die richtige Haltung vor der Klasse hat man nicht mit dreiundzwanzig Jahren. Würdevoll wird ein gesunder Mensch frühestens mit vierzig. Enthusiasmus und Frische sind auch etwas wert. Die hat der junge Lehrer, während sie beim korrekten alten häufig fehlen. Daher ist es beim Beobachten und Anleiten von jungen Lehrern grundfalsch, sein Augenmerk auf das Negative zu beschränken. Man muß alles Gute freudig bemerken und laut loben. In meiner gesamten Praxis habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, dass nicht der Tadel, sondern **das Lob** das wirksamste Förderungsmittel ist. Sonderbarerweise glauben die meisten Aufsichtsbeamten, sich etwas zu vergeben, wenn sie loben. Sie haben das Gefühl, dass sie sich selbst für überflüssig erklären, wenn sie feststellen, dass etwas in Ordnung ist. Früher schnauzten die Schutzleute beständig und schrieben eifrig auf; denn sie wurden selbst angeschnauzt, wenn sie nicht eine bestimmte Anzahl Vergehen meldeten. Heute verlangt man vom Volkspolizisten verbindliches Benehmen und freundliche Anleitung. Wie viel mehr muß das von den Lehrern und denen, die wieder die Lehrer beaufsichtigen, gelten! Das ist Demokratie in der Schule. Es schadet gar nichts, wenn man bisweilen so tut, als ob das Gute bereits erreicht sei, weil man Ansätze dazu vorfindet. Wer gelobt wird, fühlt sich verpflichtet, möglichst rasch dahin zu kommen, wohin man ihn bringen will. Diese Methode ist genau das Gegenteil von der Grämlichkeit, die den meisten Lehrern anhaftet.

Oreschkow sagt, die **Faßlichkeit** des Unterrichts hänge davon ab, dass man den Eigen-

tümlichkeiten des Alters und der Veranlagung der Schüler Rechnung trägt. Auch das darf aber nicht mechanisch geschehen. 1949 hörten die Kriegskurse auf. Wir setzten seitdem auch die heimkehrenden Kriegsgefangenen einfach in die Klasse, die sie noch nicht durchgemacht hatten. So kam in die elfte Klasse ein Zwanzigjähriger, der schon Kriegserlebnisse und zwei Jahre Gefangenenlager hinter sich hatte. Das war ihm nicht gut bekommen. Er war durch das Leben hinter dem Stacheldraht beinahe so **infantil** geblieben wie Kaspar Hauser, wurde aber von den Mitschülern bestaunt und nachgeahmt. So verwandelte sich die elfte Klasse in eine Horde, in der sich alles prügelte, was sonst in der neunten, spätesten in der zehnten Klasse aufhört. Das dauert so lange, bis der Raufbold an einen außergewöhnlich kräftigen Sechzehnjährigen der zehnten Klasse geriet. Dieser kam in der Pause herein, um eine FDJ-Angelegenheit zu regeln. Sofort wurde er von dem infantilen Kriegsmann gehänselt und gepufft, setzte sich aber entschlossen zur Wehr und verhielt schließlich den Zwanzigjährigen kräftig. Seitdem hatte die elfte Klasse keine Furcht mehr vor ihrem bisherigen Tyrannen, und alles kam wieder ins rechte Geleise.

Wenn man Oreschkows Weisung wörtlich befolgt hätte, dann hätte sich der Unterricht während der Herrschaft des Ungetüms ihm so anpassen müssen, wie es die Klasse leider tat. Mein Vater lehnte diese Anpassung nach unten entschieden ab. Er pflegte zu sagen: „Der Schüler ist genau so dumm, wie ihn der Lehrer verlangt.“ Daher war ich sehr erstaunt, als ich Lehrer kennenlernte, die den Unterricht in Idiotenklassen viel bequemer fanden als den in begabten. Da 1946 und 1947 in allen Oberklassen Schieber saßen, konnte das anfangs äußerst niedrige moralische Niveau überhaupt nur gehoben werden, wenn die Lehrer einfach unter den Voraussetzungen des normalen Zustandes unterrichten und sich vor jeder Anpassung an die leidigen Kriegsfolgen hüteten. Man kann sich nicht in einen Frosch verwandeln, wenn man in einen Sumpf gefallen ist. Es kamen damals öfter Mütter zu mir und hielten folgende Rede: „Mein Mann und ich wissen, dass unser Sohn **nichts kann**. Er muß aber trotzdem versetzt werden; denn er kann nur deshalb nichts, weil er immer aufs Land gefahren ist, um Lebensmittel einzuhandeln. Wenn wir die nicht gehabt hätten, wären wir **verhungert!**“ Das letzte Wort wurde angstvoll herausgeschrien, und dann wurde ich mit flehenden Augen angeblickt. Darauf pflegte ich zu erwidern: „Ihr Gedankengang ist vollkommen logisch, aber die letzte Folgerung fehlt. Wir können Ihrem Sohne keine Kenntnisse bescheinigen, die er nicht hat. Deshalb können wir ihn nicht versetzen. Das ist auch für ihn gut. Er würde dem Unterricht in der nächsten Klasse gar nicht folgen können. Er muß erst wieder festen Grund unter die Füße bekommen. – Schuld ist an dem ganzen Unglück der Krieg. „Daß die Mütter nach dieser Auskunft unwillig knurrend abzogen, rührte mich nicht.

Als die Autorität in der Behandlung zu Vagabunden gewordener Schüler gilt **Makarenko** (1888-1939). Die Pädagogik wird von den Laien für eine äußerst langweilige Wissenschaft gehalten. Es gibt aber auf jedem wissenschaftlichen Gebiete, selbst auf dem der Mikrobeforschung, irgendeinen Schriftsteller, der so interessant darüber redet wie Haeckel über die Abstammungslehre oder Moleschott über die Nahrungsmittelchemie. In der Pädagogik galten als solche Koryphäen lange Zeit Rousseau und Pestalozzi. Aber als Makarenko 1933 den „Weg ins Leben“ veröffentlichte, war es sofort klar, dass er die beiden alten Berühmtheiten bei weitem übertraf. Er war ein witziger Optimist, wurde nie pathetisch wie Rousseau und nie sentimental wie Pestalozzi. Er hatte keinen Respekt vor Vorgesetzten und ließ es darauf ankommen, hinausgeworfen zu werden; denn er wusste, dass er etwas konnte. Er war ein gewandter Erzähler und hatte genug erlebt, um jeden Gedanken in eine Szene umsetzen zu können. Er las am liebsten Cervantes und machte sich über jede Art von Donquichotterie lustig, besonders über die pädagogische. Er

war frei von aller Religiosität, sah in ihr einen bedauerlichen Schwächezustand zurückgebliebener Naturen und lächelte darüber. Er war eine so gesunde Natur wie **Gorki**, den er schrankenlos verehrte. Aber während Mark Twain, Wilhelm Busch, Ludwig Thoma, Pantelejew und Katajew mit behaglicher Anteilnahme die Streiche spitzbübischer Knaben als eine amüsante Erscheinung jugendlicher Torheit schilderten, war das Schwererziehbarproblem für Makarenko eine gesellschaftliche Angelegenheit und geradezu die Kernfrage des **Sozialismus**. Er hielt Rousseaus Meinung, dass die Entwicklung der Kinder im wesentlichen der Natur überlassen werden müsse, für grundfalsch. „Naturgemäß“, sagte Makarenko, „wächst nur gewöhnliches **Unkraut**.“ Der Vergleich mit Pflanzen führt überhaupt irre, der Erziehungsprozeß hat mehr Ähnlichkeit mit der Herstellung komplizierter Maschinen. So modern hat sich vor Makarenko niemand ausgedrückt. Die Worte „Arbeit“ und „Kollektiv“ kehren bei ihm so beständig wieder wie vor ihm das Wort „Persönlichkeit“. Vom Individualismus ist er so weit entfernt wie möglich. Er sagt: „Die Wege des einzelnen sind stets unklar.“ Rousseau behauptet, dass jeder Lehrer nur **einen** Schüler erziehen könne. Nach Makarenko wird der Schüler gar nicht unmittelbar vom Lehrer erzogen, sondern vom **Kollektiv der Schüler**. Der Lehrer muß beobachten, wie sich unter dem Einfluß der von ihm angeordneten Arbeit ein Kollektiv der Schüler entwickelt, und dieses dann bewusst fördern. – Die Schüler werden diszipliniert, bewahren straffe Haltung, marschieren uniformiert unter der Fahne, trommeln und blasen. Sie sind so stolz auf ihr Kollektiv wie die Soldaten einer Division auf deren Ruhm. Sie fühlen sich als Arbeitssoldaten. Wenn das Kollektiv da ist, gibt der Lehrer nur noch „Impulse“ (Anregungen), die sich zu planmäßiger Arbeit verdichten. Diese neue Lehre hat Makarenko so fesselnd vorgetragen, dass jeder sowjetische Lehrer ein kleiner Makarenko sein will.

Die Übersetzungen der verschiedenen Schriften Makarenkos wirkten auch unter der deutschen Lehrerschaft geradezu revolutionierend. Auf einem Elternabend der Leibnizschule erschien allerdings einmal der Hirnchirurg **Dr. Merrem**, der eine Kapazität war und als solche behandelt zu werden verlangte, um diesem Kultus entgegen zu treten. Er setzte uns mit gewohnter Arroganz auseinander, dass Makarenkos System bei der Erziehung abnormer und verkommener Kinder sich allerdings bewährt habe, aber für sorgfältig erzogene Kinder aus guten Häusern gar nicht in Betracht käme. Darauf klatschten die guten Häuser, die aber bereits in der Minderheit waren. Wir ließen uns durch Merrems Warnungen nicht irremachen. Aus den Pionieren der Leibnizschule wurde ein Fanfarentrupp gebildet, den der dicke Walther aus der zehnten Klasse führte. Bei allen Aufmärschen spielte er eine große Rolle. Wenn für irgend etwas geworben wurde, zog ich mit dieser Lärmtruppe von Klasse zu Klasse, so dass in den schalltrichterartigen Gängen der Leibnizschule ein Höllenlärm entstand, der den Lehrern allerdings nicht soviel Vergnügen machte wie den Schülern und mir. Dabei erwachten Jugenderinnerungen in mir. Preußischer Militarismus war das sicher nicht, sondern eher amüsanter Unfug, der aber zur Kollektivbildung außerordentlich beitrug.

Auch **Schimbirjew** betrachtet Makarenko als vorbildlich: „Ein Kollektiv“, sagt er, „ist eine durch die Übereinstimmung ihrer Handlungen geeinte Gruppe, die sich ein Ziel setzt, das sich in völliger Übereinstimmung mit den Aufgaben des Aufbaus der kommunistischen Gesellschaft befindet.“ Der Lehrer soll leiten, ohne dass die Kinder es merken. Das habe ich immer so gehalten, dabei aber die Erfahrung gemacht, dass die lenkbarsten Schüler häufig von andern in die entgegengesetzte Richtung gelenkt werden, wenn sie die Schule verlassen haben. Die widerborstigen sind schwer zu gewinnen, aber zuverlässiger. In diesen wittert Makarenko die geborenen Führer, und Gorki gewann aus seinem Vagabundenleben die Überzeugung, „dass gerade der **Widerstand** gegen seine Umgebung den Menschen

formt.“ Die verbreitete Anschauung, dass die Schüler knetbarer Teig sind, aus dem ein guter Lehrer formt, was er will, ist pädagogischer Größenwahnsinn. Mit starkem Mangel an Logik klagen die Lehrer, die an ihm leiden, häufig über Entartung und Undankbarkeit der Schüler, mit denen sie sich besondere Mühe gegeben haben. Das kommt vor und wird immer wieder vorkommen, aber kein gesunder Lehrer läßt sich dadurch entmutigen.

Auffällig ist Schimbirjew's Behauptung, dass man durch die Erziehung die **Temperamente** verändern kann. Er nimmt da gewissermaßen eine Erneuerung der Lehre vor, die Shakespeare in der „Zähmung der Widerspenstigen“ dramatisch veranschaulicht hat. Nur spielt bei dem Sowjetpädagogen die hitzige oder abkühlende Wirkung der Speisen und Getränke keine Rolle. Schimbirjew definiert das Temperament als die Eigenschaft, schnell oder langsam auf Erscheinungen der Umwelt zu reagieren. Ist das nicht eine Verwechslung von Tempo und Temperament? Wenn eine sonst sehr würdige Dame etwas zu tief ins Glas guckt und dann den Anwesenden versichert sie liebe sie alle zärtlich, wird der Sanguiniker lachen, der Melancholiker seufzen, der Choleriker ärgerlich die Stirn runzeln und der Phlegmatiker gelassen bemerken: „Sie hat einen reizenden kleinen Schwips!“ Was hat das mit dem Tempo des Reagierens zu tun? Schimbirjew will durch rasche oder langsame, gleichmäßige oder wechselnde Arbeit die Temperamente der Schüler ändern. Aber wenn man einen Menschen nach zwanzig Jahren wiedersieht, bemerkt man regelmäßig, dass sein Temperament noch das alte ist. Der Choleriker poltert noch, der Melancholiker ist noch immer wehleidig, und der Phlegmatiker ist unheilbar stumpfsinnig geblieben. Ein Sanguiniker redet und gestikuliert an seinem sechzigsten Geburtstage noch so lebhaft, als ob er nie vom Schläge getroffen werden könnte. Wie kann Schimbirjew sagen: „Das Temperament ist eine sich entwickelnde und erziehbare Eigenschaft!“ Die Sowjetpädagogen glauben das, weil sie es miterlebt haben, dass man von der Oblomowerei zu einem rasenden Arbeitstempo übergang. Meiner Meinung nach hat man die Zahl der trägen Oblomows früher stark überschätzt. Außerdem ist das **Verhalten** kein sicherer Maßstab. Wenn die öffentliche Meinung den Elan fordert, schämen sich die Langsamen, dass sie ihn nicht haben, und tun so, als ob sie ihn hätten. Aber es fällt ihnen sehr schwer. In ihrem Innern bleiben sie die Alten. Schimbirjew hält es für ein bürgerliches Vorurteil, Vernunft- und Gefühlsmenschen, Ehrgeizige und Gleichgültige, Heuchler und Ehrliche zu unterscheiden: „Diese typischen Züge“, sagt Schimbirjew, „haben nur eine relative Beharrlichkeit.“ Das widerspricht allen meinen Erfahrungen, nicht nur mit Schülern, sondern auch mit meinen nächsten Verwandten und Freunden. Die hohen Militärs behaupten gern, dass der Rekrut durch die militärische Erziehung „ein ganz anderer Mensch wird.“ Allerdings kann man dem Menschen durch oft wiederholte und dem Ernstfall möglichst angenäherte Übungen das ruhige **Verhalten** im Granatbeschuß anerkennen, aber in jeder ungewöhnlichen Situation bricht sofort das angeborene Temperament hervor. Friedrich II., der selbst zwar die Eroberungen, aber nicht die dazu nötigen Kämpfe liebte, definierte den **Mut** als die Kunst, „den inneren Schweinehund unterzukriegen“, d.h. seine natürliche Feigheit zu verbergen. Napoleon I. glaubte das nicht, weil er eine ausgesprochene Kampfnatur war. Sein Pulsschlag war abnorm langsam und wurde erst auf dem Schlachtfeld normal. Daher sagte Napoleon, der Mut sei eine Tugend, die sich der Heuchelei entziehe. Vielleicht braucht der Pädagoge den Wahn, die Temperamente verändern zu können, weil er sonst leicht zu pessimistisch über seine eigene Wirksamkeit urteilt. Aber wenn man den Gemütsbedürfnissen Erkenntniswert zubilligt, gerät man ins Religiöse und in Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ hinein, die sehr unkritisch ist.

Gut und auch ergötzlich fand ich Ogorodnikows Ausführungen über den **Klassencharakter** der Erziehung in der Klassengesellschaft. Die sieben feudalen Tugenden waren

Reiten, Schwimmen, Handhabung der Lanze, Fechten mit dem Schwert, Jagd (samt Jägersprache), Brettspiel und Verskunst. Von diesen sieben Fächern spielt in der Reifeprüfung der kapitalistischen Schule **kein einziges** mehr eine Rolle, ebenso wenig in der sozialistischen. Wenn heute ein Ritter auferstände, würde er uns mit grenzenloser Verachtung für ganz ungebildete Menschen erklären. Wir ihn aber auch! Diesen Gedankengang kann bereits ein Schüler der siebenten Klasse begreifen. Überspannt aber ist Ogorodnikows Forderung, dass die Schüler im Geschichtsunterricht beständig selbst zu **Denkergebnissen** vordringen müssen. Wie schwer ist das bei den Hussitenkriegen! Man fängt mit dem Bilde eines hussitischen Feldlagers an. Den Schülern fällt zuerst die aufgesteckte Fahne auf. Sie fragen, warum darauf ein Kelch abgemalt ist. Der Lehrer antwortet; „Sie verlangten, dass beim Abendmahle dem Laien der Kelch gereicht werde.“ Die Schüler fragen natürlich: „Warum?“ Der Lehrer setzt ihnen auseinander, dass es sich um einen Klassenkampf der unterdrückten tschechischen Mehrheit gegen die deutsche Herrschaft handelte. Es gab tschechische Kumpel und tschechische hörige Bauern, aber deutsche Grubenbesitzer und deutsche Grundherren, deutsche Verwaltungsbeamte und vor allem deutsche Bischöfe. Im niederen Klerus gab es allerdings wieder Tschechen. Nun kommt der schwierigste Punkt. Die Herrenstellung der deutschen Priester wurde dadurch öffentlich bekundet, dass sie aus dem Kelche tranken, die Laien aber nicht. Die Schüler fragen, ob in Deutschland die deutschen Laien aus dem Kelche trinken durften, und sind erstaunt, wenn sie hören, dass dies nicht der Fall war, weil auch dort die Priester hoch über den Laien standen. Man beruhigt sie, indem man zum Vergleich die Herrenstellung aller Weißen in den Kolonien heranzieht. Ganz klar wird den Schülern dadurch die Sache nicht. Nun sollen sie begreifen, dass von dem Priester, der zur Herrschaft gehörte, der Glanz des Überirdischen auf diese ganze Schicht, auf alle Deutschen herüberstrahlt. Der Kelch auf der Hussitenfahne bedeutet also: „Ihr Deutschen könnt nicht länger mit uns machen was ihr wollt. Wir sind ebensoviel wert wie ihr.“ Erarbeiten kann man diesen Gedankengang sicher nicht auf der 6. Klasse, sondern muß ihn einfach mitteilen. Schon das wird schwer sein. Ist es aber wirklich in der 10. Klasse möglich, die Schüler zu diesen Denkergebnissen selbständig vordringen zu lassen? Das ist ja für den Lehrer bereits schwierig, und sogar die Universitätsgelehrten streiten über nichts so häufig wie über die Herausbildung der Ideologien im Klassenkampf. Ogorodnikows „der bloßen Anschaulichkeit folgende Bewusstheit“ ist ein im Geschichtsunterricht selten erreichtes Ideal. Das sahen meine Studenten rasch ein, weil ihnen selbst die Sache schwerfiel.

Für ganz verkehrt erklärte ich die Meinung, dass die Kinder das Weltbild der **Primitiven** leichter begreifen könnten als das heutige, weil sie selbst noch primitiv seien. Das magische Weltbild mit seinen überall lauernden Dämonen zu begreifen, fällt Erwachsenen schwer und ist Kindern beinahe unmöglich. Maskentänze und Höhlenzeichnungen gefallen Kindern, weil sie grotesk sind. Sehr erstaunt sind die Jugendlichen, wenn sie von einem Kundigen hören, dass ein abgemalter Kahn die Mondbarke ist, auf der Geister fahren. Auf andern Bildern stellen Tiere mit zwei Hörnern, die den Enden des Mondviertels entsprechen, genau dasselbe Geisterschiff dar. Noch komplizierter und nicht selten recht obszön sind die Fruchtbarkeitssymbole. Die Venus von Willendorf ist für Kinder einfach eine entsetzlich dicke Frau, über die sie herzlich lachen. Daß sämtliche Bilder Zaubermittel sind, um das Erlegen eines Jagdtieres oder das Wachstum von Früchten oder die Geburt von Kindern herbeizuführen oder sich vor den Geistern der Toten zu sichern, würde ihnen nie einfallen, wenn es der Lehrer nicht sagte. Die Schüler machen viel lieber den Versuch, auf bronzenen gewundenen Hörnern oder Muscheltrompeten selbst zu blasen, und bringen den Hüter zur Verzweiflung, der natürlich den Lehrer zu Hilfe ruft. Kann dieser in

seinem Vortrag fortfahren, dann hören ihm nur die Begabtesten zu, die damit rechnen, dass auf die Besichtigung die Forderung eines berichtenden Aufsatzes folgt. Den besten Schüleraufsatz bringen ehrgeizige Lehrer dann auch noch in die Zeitung, obwohl sie am besten wissen, dass er nur papageienhaft nachgeplappert ist. Das grenzt an Charlatanerie. So sieht „das leichtere Sicheinfühlen in das Seelenleben der Primitiven“ in der Praxis aus.

Natürlich schilderte und empfahl ich den Studenten auch mein jahrzehntelang angewendetes Verfahren, den ganzen Gang der Unterrichtsstunde in **dreißig Stichworten** vor Beginn des Vortrages an die Tafel zu schreiben. Aber 1950 fügte ich die nachdenkliche Betrachtung hinzu: „Heute brauche ich sehr viel weniger Stichworte, weil ich mit der Zeit immer redseliger geworden bin und fortwährend aus den Erläuterungen in die Erläuterungen der Erläuterungen hineingerate. Eine Neigung dazu hatte ich schon früher, las auch die redseligen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts sehr gern. Die Besorgnis, nicht verstanden zu werden, hat sich bei mir gesteigert, seit ich einige vor zwanzig Jahren in meinem Unterricht nachgeschriebene Hefte von Schülern besitze und in ihnen alle möglichen Irrtümer finde. Eigentlich müsste man die Nachschriften von Zeit zu Zeit einsammeln und wie Aufsätze durchkorrigieren. Dieser Betrieb entartet aber leicht ins Bürokratische. Er belastet auch sehr stark den Lehrer. „Dieser Satz leuchtete den Studenten natürlich ein; denn jeder hört gern, dass er irgend etwas nicht zu tun braucht.“

Enttäuscht hat mich die Behandlung der **sexuellen Frage** durch die Sowjetpädagogen. Sie werden da plötzlich scheu und beinahe prüde. Daß man durch die richtige körperliche Erziehung das vorzeitige Erwachen des Geschlechtstriebes verhindern kann, wie Schimbirjew behauptet, leuchtet mir durchaus nicht ein. Kräftige Burschen werden laut lachen, wenn sie das hören. In den Berichten der heiligen Büsser ist auch nie vom Sport die Rede, sondern es wird eine durchaus ungesunde Lebensweise empfohlen, wenig Schlaf und viel Hunger. Schimbirjew und sogar Makarenko schieben die sexuelle Aufklärung auf die Familie ab, obwohl es nachgerade bekannt sein müsste, dass die Eltern in diesem Punkte stets versagen. Als ich vor 1933 die Schülerbibliothek verwaltete, schaffte ich auf Wunsch der Schüler Forels „Sexuelle Frage“ an, damit sich jeder einzeln informieren könne. Aber ein Schülervater nahm das Buch seinem Sohne weg, entdeckte darin eine Stelle über den Gebrauch des Kondoms und lief entrüstet zu Donadt, der ebenfalls entsetzt war und das Buch schleunigst aus der Schülerbibliothek in die Lehrerbibliothek überführte. Dort wurde es sehr eifrig benutzt und schließlich sogar gestohlen. Die Eltern wollen also nicht einmal die Aufklärung durch die Lehrer. Warum genieren sie sich so? Weil sie die Frage der Kinder fürchten, ob sie enthaltsam gewesen wären, als sie ihre Kinder in die Welt gesetzt hätten. Man muß so dickfellig sein wie ich, um seinem fünfjährigen Söhnchen zu antworten: „Ja, du bist aus dem Bauche deiner Mutter herausgekommen, und wenn du nicht artig bist, stecken wir dich wieder hinein!“ Ich finde das natürlich, aber die meisten Eltern werden es gräulich zynisch finden.

Unter meinem Rektorat hatten wir in der Leibnizschule eine Zeit lang Schwierigkeiten. Die Sitten hatten sich durch den Krieg und auch durch die Wohnungsnot stark gelockert. Solche von Obszönitäten wimmelnde Dichtungen wie Schillers „Räuber“ und Büchners „Dantons Tod“ wurden in gemischten Klassen, in denen Mädchen und Jungen auf einer Bank saßen, gelesen. Pärchen verloren sich in den Pausen in die Kellerräume, wo sie Sznurkowski wütend aufspürte und wieder nach oben trieb. Am liebsten hätte er mich in jeder Pause in den Keller kommandiert. Eines Tages fand Spieler sogar ein gefülltes Kondom auf der Treppe. Nun musste ich vor der Klasse darüber reden. Zunächst wandte ich mich an die Mädchen und sagte ihnen, dass sie stets die Leidtragenden wären, weil die Jungen sich drückten, wenn die Sache Folgen hätte. Sie müssten sich einfach für zu

gut halten, um sich dem auszusetzen. Die Literatur müssten sie aufnehmen, ohne sich von ihr erhitzen zu lassen. Es sei tierisch, sich so zu benehmen wie Hunde, die sich im Frühling auf der Wiese im Rosental **beschnüffelten**. Die Jungen waren verduzt, aber eine frühreife Sechzehnjährige platzte einfach los. Ihr Gelächter veranlasste mich zu noch kräftigerem Schimpfen. Sehr zweckvoll kam mir die ganze Szene nicht vor. Es war sicher nicht meiner Rede zuzuschreiben, dass allmählich das Knutschen im Keller aufhörte. Der gemeinsame Unterricht hatte zu spät angefangen. Als sich die beiden Geschlechter an ihn gewöhnt hatten, trat von selbst eine gewisse Beruhigung ein.

Die Hauptwirkung meiner Predigt war eine andere. Die Schüler und Schülerinnen merkten, dass ich die Besprechung solcher Fragen überhaupt für möglich hielt, und betrachteten mich als einen geschlechtslos gewordenen alten Beichtvater. Ein Pärchen hatte sich vergnügt, nachdem das Mädchen den Jungen in die elterliche Wohnung bestellt und dort im Badeanzug empfangen hatte. *Omne animal post coitum triste* (Nach der Begattung wird jedes Lebewesen traurig). Der Junge bekam nach vollbrachter Tat eine entsetzliche Angst, dass es ein Kind geben könne, beichtete mir alles und wollte mir täglich berichten, wie die Sache stand. Das wurde ich sehr rasch leid, fiel völlig aus der Rolle des alles verstehenden Priesters und brüllte ihn an: „Ich sitze nicht hier, um täglich Ihr Tröpfelbulletin in Empfang zu nehmen. Machen Sie, dass Sie herauskommen! Daß Sie jetzt Angst haben, ist Ihre gerechte Strafe.“ Er floh entsetzt, drang aber nach acht Tagen doch wieder bei mir ein und meldete freudstrahlend, dass die Periode eingetreten sei. Appetitlich ist so etwas nicht. Da nach dem gefahrlosen Ausgange zu erwarten war, dass die Verliebten die Sache wiederholen würden, veranlasste ich den Kreisschulrat, beide von der Leibnizschule in zwei Schulen zu versetzen, die an entgegengesetzten Enden der Stadt lagen. Den Schuldigen teilte ich mit, dass der verlängerte Schulweg ihre Bestrafung darstelle. Da sich die Eltern nie darüber beschwert haben, ist anzunehmen, dass die Kinder doch noch mit ihnen über die Gründe gesprochen oder ihnen etwas vorgeschwindelt haben.

Solche Dinge müssen in den sowjetischen Schulen doch auch vorgekommen sein! Die Sowjetpädagogen reden aber nicht davon, sondern behaupten, dass sie anfangs die Koedukation eingeführt, dann aber wieder abgeschafft hätten, weil die männliche Erziehung in Hinsicht auf den **Militärdienst** eine andere sein müsse als die weibliche. Sollte das wirklich der einzige Grund gewesen sein? *Naturam expellas furca, tamen usque recurrit* (Treibst die Natur mit der Gabel du aus, so kehrt sie doch wieder). Die Pädagogik kann das Sexuelle nicht einfach ignorieren, wie das fast alle Eltern tun. In der komischen Dichtung aller Zeiten steht das Erotische im Mittelpunkt. Bei Shakespeare und in der französischen Literatur ist der „gehörnte“ Ehemann unversiegbarer Quell der Belustigung. Es ist an der Zeit, dass ein deutscher Aristophanes wie Bert Brecht uns einmal eine Komödie liefert, in der die Eltern von einer Verlegenheit in die andere geraten, weil sie ihre Kinder über das aufklären wollen, was diese längst wissen. Die sexuelle Aufklärung gehört in den Schulunterricht, und zwar in die **Biologie**. Nur dort kann sie ernst behandelt werden, aber natürlich nur von einem älteren Lehrer. Fröbe hat das in der Leibnizschule ausgezeichnet erledigt. Als er in den Ruhestand trat, kam der Unterricht an eine junge Lehrerin, und da wurde die Sache wieder sehr prekär.

Mit schmerzlichem Lächeln las ich Schimbirjews Mahnung, den Stundenplan so selten wie möglich zu ändern. Ich hatte 22 Lehrer. Von ihnen traten in den ersten vier Jahren meines Rektorats drei in den Ruhestand, drei starben, einer ging zur Parteischule ab, einer wurde an die pädagogische Fakultät in Potsdam berufen, und sechs flüchteten in die Westzone. Das sind 14 von 22. Man nannte das die „Fluktuation der Lehrer“. Wir mussten den Stundenplan alle zwei Monate ändern und waren nie ein richtiges Kollektiv.

Es gibt Leute, die behaupten, dass man eine Feriengemeinschaft, die vierzehn Tage dauert, in ein Kollektiv verwandeln kann. Warum nicht gleich die Insassen eines Bahnwagens auf einer mehrstündigen Fahrt? Eine Lehrerschaft wird nur ein Kollektiv, wenn sie viele **Jahre** zusammenarbeitet. Unsern Vorgesetzten passte nicht einmal die Dreieinigkeit Riemann-Spieler-Köhler. Todi war, nachdem er sein erstes juristisches Examen gemacht hatte, Justitiar (juristischer Berater) im Dresdner Kultusministerium geworden. Holtzhauer erzählte mir, dass er abends immer noch Licht in dem Turmzimmer sähe, in dem mein Sohn arbeite, und rühmte seinen Eifer. Zu Weihnachten 1949 verlobte sich Todi mit **Käthchen Hädrich**, die er als Gretchen im „Faust“ bei einer Leipziger FDJ-Aufführung kennengelernt hatte. Sie war Neulehrerin in den Anfängerklassen. Ihr Vater war Maurer gewesen und hatte der kommunistischen Partei angehört. Sein Name erschien im Zweiten Weltkrieg in der Liste der in Russland Vermissten. Ob er gefallen oder von den Nazis als Kommunist ermordet worden war, ist nie festgestellt worden. Käthchen war hübsch, aber eine Gretchenphysiognomie hatte sie nicht, sondern schwarze Haare und etwas hervorstehende Backenknochen, passte eigentlich eher in einen russischen Roman als in Goethes Tragödie. Sehr wohltuend berührte mich die Liebe, mit der sie an ihrem Großvater Zote hing, einem emeritierten Bahnarbeiter, der noch einige Jahre älter war als ich und in Nisma, einem Dorfe bei Meuselwitz, Gemüse anbaute und Kaninchen aufzog. Ihre pietätvolle Liebe zu dem Alten übertrug Käthchen auch auf mich. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist in unserer die Jugend verwöhnenden Zeit recht selten geworden. Da ich selbst vor älteren Leuten, Dr. Fuchs, Jungmann, Wundt, Sievers, Nottrott, immer große Achtung gehabt hatte, empfand ich es als einen gerechten Ausgleich, dass mir Todi nicht mit einer hochmütigen Schwiegertochter angezogen kam, die alle alten Leute für Trottel hielt. Die ausgeprägt phantastische Ader, die Käthchen hatte, verschaffte ihr später eine Stellung am Kindermärchenfunk, als Todi mit ihr nach Berlin übersiedelte. Er bekam dort eine ähnliche Stellung wie in Dresden, bei der Partei, die ja wenig Juristen hatte. Immer wieder habe ich bedauert, dass er nicht im Schulberuf blieb, in den ich ihn doch schon halb hinübergelotst hatte.

Im letzten Jahre meines Stadtverordnetendaseins fand ich auch auf dem Rathaus Widerstände. Der Oberbürgermeister **Opitz** liebte die Akademiker nicht und kennzeichnete sie gern als weltfremde Menschen. Wenn ich in der Fraktionssitzung irgendeinen Vorschlag machte, leitete er seine Erwiderung mit den Worten ein: „So, jetzt habt ihr den Genossen Professor gehört, und nun kommt der Genosse Tischler an die Reihe, der anderer Meinung ist. Als ob ich jemals einen Tischler über die Achsel angesehen hätte! Ganz ähnlich sprach der zweite Bürgermeister, **Ehrlich**, dessen Lieblingsredensart lautete: „Du liegst vollkommen schief!“ So bezeichnete man damals Meinungen, die von denen der Parteileitung abwichen, das heißt von denen, die sie jeweils zuletzt geäußert hatte. Am tollsten trieb es der Leiter der Abteilung Unterricht und Erziehung, **Preßl**, der auf dem Rathaus der „Giftzwerg“ genannt wurde. Er war von kleiner Statur, hatte eine grau-gelbe Gesichtsfarbe und lief bald in dieses, bald in jenes Zimmer, um irgendwo eine Nachlässigkeit zu entdecken und seine Galle herauszusprudeln. In seiner ewigen Missvergnüghtheit fühlte sich Preßl durch meine dauernde Heiterkeit beleidigt. Er hatte einen Widerwillen gegen meine Umgangsformen, die allerdings von den seinen erheblich abwichen. Als wir nach einer Stadtverordnetensitzung, die unerwartet früh geendet hatte, noch plaudernd in Gruppen standen, kam Preßl auf mich zu und nörgelte los: „Genosse Riemann, wir haben dich eben beobachtet. Kannst du dir nicht endlich deine **bürgerlichen Manieren** abgewöhnen? Wenn du mit einem geredet hast, machst du jedesmal eine Verbeugung und schlägst die Hacken zusammen wie ein Offizier. Man sagt, dass du schon lange in der Partei bist. Da

könntest du doch gelernt haben, dass man einfach Guten Tag sagt, wenn man fertig ist, und dann geht man weg. Das Arschloch heben wir dabei nicht in die Höhe. Du wirst nie ein richtiger Proletarier!“ - „Ich finde es richtiger, das zu betrachten, was man tut“, erwiderte ich. „Wer meine Überzeugung anzweifelt, braucht doch nur mein Leben prüfen. Die Genossen wissen, dass ich 1933 herausgeworfen worden bin, und dass ich seit mehr als dreißig Jahren in der Freidenkerbewegung tätig bin. Daher achten sie nicht auf Äußerlichkeiten, sondern haben Vertrauen zu mir. Wenn dir meine Verbeugungen lächerlich vorkommen, nehme ich dir das nicht weiter übel. Aber ummodellieren wirst du mich jenseits siebzig schwerlich noch. Innerlich bin ich gegen solchen Krempel viel gleichgültiger als du.“ - „Seht mal!“ fauchte Preßl, „jetzt macht er sogar mir eine Verbeugung und schlägt die Hacken zusammen! Sollte man so etwas für möglich halten? Dir kann man wahrhaftig nichts beibringen!“ Das hatten schon mehr Leute behauptet.

Wie alle, die Abteilungsleiter wurden, wollte Preßl sein Dasein zunächst dadurch bekunden, dass er Umbesetzungen in den Schulleiterposten vornahm. Er sagte sich, dass ich meine Stellung an der **Universität** wahrscheinlich nie aufgeben würde. Es existierte ein alter Paragraph, nach dem jede bezahlte Nebenbeschäftigung der Lehrer genehmigungspflichtig war. Durchgeführt hatte man diese Vorschrift allerdings niemals. Von vornherein nahm man schriftstellerische Tätigkeit, Privatstunden und meistens auch honorierte Vorträge aus. Gemeldet wurde fast nur die Beschäftigung an irgendeiner Privatschule, und in dieser erschien dann sogar der Rektor des Lehrers gelegentlich und hörte eine Stunde zu. So machte es Böttcher, als ich unter Henriette Goldschmidt über Kugel-Walze-Würffel-Plato-Kant-Schiller dozierte. Dagegen hatte nie ein Mensch daran gedacht, den Lehrern, die zugleich Universitätsprofessoren waren, Schwierigkeiten zu machen. Man war eher stolz darauf, dass Leute wie Fischer, Mogk und Simroth im Schuldienste blieben. Die Dozenten der pädagogischen Fakultät aber waren eine Sache für sich. Richtige Professoren waren sie nicht. Ich hatte Holtzhauer fragen lassen, ob ich nicht Universitätsprofessor werden könnte, natürlich unter Beibehaltung meines Rektorats. Holtzhauer erwiderte: „Ich weiß nicht, was Riemann eigentlich will, Geld bekommt er doch für seine Vorlesungen an der Universität, und Professor ist er längst. Ich kann doch nicht einen Professor zum Professor machen.“ Das war nicht ganz richtig. Der **Titularprofessor** für Oberlehrer wurde zwar seit 1920 nicht mehr verliehen, an seine Stelle war der Studienrat getreten. Aber seit 1945 hatte man eine Masse Künstler, namentlich Konservatoriumslehrer und Chordirigenten zu Titularprofessoren ernannt. Zu diesen gehörte ich und war wahrscheinlich der älteste von allen.

Daher brachte ich die Sache zur Sprache, als das Dekanat der pädagogischen Fakultät von Lambertz auf Professor Müller überging, ein Berliner Ministerialrat die Einweisung vornahm und anschließend nach etwaigen Wünschen der Dozenten fragte. Darauf sagte ich: „Da ich über siebzig Jahre alt bin, werde ich wohl in absehbarer Zeit auf dem Südfriedhof landen. Wenn ich ankomme, wird mich mein Vater, der als Professor Ordinarius Honorarius gestorben ist, sicher fragen: „Na, bist du auch noch etwas an der **Universität** geworden?“ Dann kann ich bloß antworten: „Ja, Dozent!“ - „Dozent?“ wird mein Vater erwidern, „nicht einmal außerordentlicher Professor mit Lehrauftrag? Warum nicht gleich bloß Fakultätsdiener?“ Die anwesenden Dozenten lachten etwas sauersüß, der Ministerialrat sehr viel herzlicher. Er antwortete: „Nun, Sie wollen das doch sicher nicht bloß als Legitimation vor Ihrem seligen Vater. Die Ernennung ist nach Ihrer kurzen Tätigkeit kaum möglich, da Sie eben keine akademische Karriere gemacht haben. Aber die Sache läßt sich mit Geld ausgleichen. Stellen Sie einfach entsprechende Forderungen! Ich werde dieselben befürworten.“ - „Nein“, rief ich, „an Geld liegt mir nichts.“ - „Hört, hört“, sagte

er, „hier steht ein Mann, dem nichts am Gelde liegt. Das ist neu.“ - „Jawohl“, antwortete ich. „Für meine bescheidenen Bedürfnisse reicht das, was ich verdiene, vollkommen aus. Mir liegt an der Stellung. Dozent ist nichts Halbes und nichts Ganzes.“ Darauf zuckte er bedauernd die Achseln.

Ob Preßl von diesem Wortwechsel gehört hat, weiß ich nicht. Jedenfalls war er überzeugt, dass mir ungeheuer viel an der Universität liege. Er hoffte, recht bald das Rektorat der Leibnizschule neu besetzen zu können, und sagte mir wiederholt, ich solle mich entweder für die Schule oder für die Universität entscheiden; beides zusammen ginge nicht. Eine Zeit lang hielt ich ihn mit der Redensart hin, dass ich eine so folgenschwere Entscheidung erst nach reiflicher Überlegung fällen könne. Eines Vormittags aber rief er mich ans Telephon und forderte gebieterisch, dass ich sofort meine Wahl treffen müsse. Offenbar war einer bei ihm, der sich um die Leibnizschule bewarb. „Gut“, antwortete ich, „dann entscheide ich mich für die Schule.“ - „Was?“ krächzte Preßl entsetzt, „du willst deine Stellung an der Universität aufgeben?“ - „Jawohl“, antwortete ich, „ich setze mich sofort hin und schreibe meine Kündigung, in der ich natürlich berichte, dass du die beiden Stellungen für unvereinbar erklärt hast.“ - „So hast du dich bis jetzt nicht geäußert“, rief Preßl. „Dann will ich es noch etwas deutlicher sagen“, fuhr ich fort. „Ich **pfeife** auf die Universität und behalte meine Leibnizschule.“ Fräulein Köhler tippete mit bekümmelter Miene mein Gesuch ab, mich mit Ablauf des Semesters von allen Pflichten als Dozent und auch von der Abhaltung von Prüfungen zu entbinden, und seufzte: „Sie hätten die Universität nicht so leicht aufgeben sollen. Was hier in der Schule noch wird, weiß kein Mensch.“ - „Mir egal“, rief ich, „jedenfalls kämpfe ich um meine Stellung hier mit Nägeln und mit Zähnen bis zuletzt.“ - „Das wird aber immer schwerer“, sagte sie.

Am 24. Juni 1951 feierte ich mein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Die philosophische Fakultät erneuerte mein Diplom und erwähnte dabei meine „Verdienste um die Erforschung und Darstellung der Weltliteratur in ihren historischen Zusammenhängen.“ Daß man mir in dieser Weise einen weiten Horizont bescheinigte, war mir nicht unwillkommen, aber ich hatte auf irgendeinen Ehrentitel gerechnet. **Frings**, der Nachfolger von Sievers und Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, teilte mir in einem persönlichen Glückwunschsreiben mit, dass er so etwas nicht habe durchsetzen können. Schon 1933 hatte mir Dr. Michel berichtet, dass sich Frings weigerte, seine Vorlesungen mit „Heil Hitler“ zu eröffnen. Nazistische Studenten hätten verlangt, dass er vom Amte suspendiert werde. Frings sei aber nur drei Tage ferngeblieben. Am vierten war er wieder da, stieg aufs Katheder, streckte feierlich seinen Arm aus und rief: „Hei-lewet noch!“ Darauf erfolgte stürmischer Beifall. Zu einer solchen Haltung gehörte damals wirklich viel Mut, aber auch Humor. Daher freute ich mich 1950, als ich Frings bei der Feier des hundertsten Geburtstags von Eduard Sievers an dessen Grabe kennenlernte. Der Denkstein steht unmittelbar neben dem meines Vaters auf dem Südfriedhofe. Bei dieser Feier sah ich meinen letzten noch lebenden Studiengenossen wieder, **Weyke**, der Professor der Germanistik in Halle war. Allerdings erkannte ich ihn nicht sofort, da sein Hauptmerkmal, das hochrote Haar, schneeweiß geworden war. Auf dem Nachhausewege erzählte ich Frings, dass Sievers den jungen Weyhe sehr geschätzt und Großes von ihm erwartet habe. „Und nichts davon hat er geleistet“, stellte Frings grimmig fest. „Nun, er muß doch als Professor irgend etwas veröffentlicht haben?“ frage ich erstaunt. „Nein, nichts!“ sagte Frings. Das war mir kaum faßlich, da Weyhe gerade auf dem Gebiete der Mundartenforschung schon als Student mit seinem Vater, der Oberlehrer am Dessauer Gymnasium war, zusammengearbeitet hatte. In der Mundartenforschung war Frings eine Autorität ersten Ranges. Es war also aus Weyhes sämtlichen verheißungsvollen Ansätzen nichts geworden. Mit Frings fand ich dann

noch mehr Berührungspunkte. Er verehrte in Sievers vor allem den **Junggrammatiker**, der naturwissenschaftliche Begründungen für Lautgesetze verlangte, und freute sich, wenn ich ihn mit „Letzter deutschen Junggrammatiker“ anredete, wofür er sich mit „Ältester Germanist“ bei mir revanchierte. Unsere neuen Lehrpläne für den deutschen Unterricht gefielen Frings nicht, weil sie zuviel Allerweltswissen journalistischer Prägung enthielten. Frings verlangte, dass der deutsche Aufsatz den eigentlichen Kernpunkt des Unterrichts bilden müsse, wie das früher der Fall gewesen sei. Ich nannte ihm darauf einige aktuelle politische Aufsatzthemen, die uns von Berlin aus oktroyiert worden waren, und wir machten uns über Lehrer lustig, die diese Aufsätze nur nach der in ihnen geoffenbarten mehr oder weniger vorschriftsmäßigen Gesinnung zensierten, so dass die eifrigsten **Zeitungsschreiber** die besten Zensuren bekamen. Ich berichtete ihm auch, dass eine Schülerin, als ich ankündigte, dass der nächste Klassenaufsatz zugleich eine Prüfung in Gegenwartskunde bedeute, entsetzt gerufen habe: „Aber, bitte, nicht über den Frieden! Darüber haben wir schon drei Aufsätze geschrieben, und da fällt uns nichts mehr ein.“ Ferner verlangte Frings, dass man sich auf der Oberschule mehr mit der Geschichte der **Sprache** beschäftigen müsse. Mit einigem Stolze teilte ich ihm mit, dass er von mir nur Studenten geliefert bekomme, die ein halbes Jahr lang mit mir das Hildebrandslied, Stücke aus dem „Heliand“, das Nibelungenlied und die Gedichte Walthers von der Vogelweide gelesen hätten. Das geschah allerdings nur noch auf der Leibnizschule, weil die amtlichen Lehrpläne lächerlich wenig Stunden für die Lektüre dieser älteren deutschen Literatur angesetzt hatten. Frings schickte mir darauf seine Akademieschrift über „Minnesinger und Troubadours“, die ich mit großem Interesse las und ihren wunderbar einfachen Stil und die lapidare Kürze, in der weitest ausgebreitete Kenntnisse mitgeteilt werden, in meinem Bedankungsbriefe sachverständig würdigte. Einmal fragte ich Frings, ob er wirklich ein Vetter des westdeutschen Kardinals Frings sei. „Keineswegs,“ erwiderte Frings. „Ich stamme von einem ehrsamem Schneiderlein ab und habe gar nichts mit diesem Kirchenfürsten zu tun. Der Name Frings ist eine Kurzform von Severinus. „Aha“, sagte ich, „ungefähr so, wie man in Mainz die Knaben, die Johann Baptista getauft sind, Schampes nennt.“ - „Genau so“, fuhr Frings fort „Severing, den Sie als sozialdemokratischen Politiker natürlich kennen, hat denselben Namen wie ich. Severinus, Severing, Frings sind dasselbe. Der Name ist in Niederdeutschland überall da verbreitet, wo der heilige Severinus verehrt wird.“ Von seinem Bruder, der in Westdeutschland Germanistik lehrte, berichtete mir Frings, daß dieser bei einem Besuche gesagt habe: „Wir beschäftigen uns jetzt in Westdeutschland mit der Technik der Erzähler, mit dem Aufbau der Handlung, mit den Kapitelanfängen, den Gesprächen usw.“ Darauf habe er erwidert: „Das tun wir in Ostdeutschland schon seit fünfzig Jahren; denn da hat Riemann sein Buch über Goethes Romantechnik geschrieben.“ Das hörte ich natürlich sehr gern, wunderte mich aber doch, daß immer nur von dieser Spezialstudie die Rede war. Meine später erschienenen Bücher sind besser, sie haben einen weiteren Horizont.

Nach dem Stadtverordnetenmandat und dem pädagogischen Lehrstuhl verlor ich auch die Führung des Leipziger **Kulturbundes**. Sein vierköpfiges Präsidium bildeten Professor Menz vom zeitungswissenschaftlichen Institut, der unentwegte alte Naumannianer Pastor Herz vom Friedensrat, der Musikprofessor Smigelski, der bis zu seiner Verheiratung Jesuit gewesen war und darüber sehr witzig zu plaudern verstand, und ich. Smigelski versicherte mir einmal, dass ein geweihter Priester auch abtrünnig niemals die Fähigkeit zu absolvieren verliere, und er daher die Macht habe, mich kurz vor meinem Tode von allen meinen Sünden zu befreien und so vor der Hölle zu bewahren. Darauf erwiderte ich, dass ich darauf kein Gewicht legte; denn dann wäre ich von ihm getrennt, da er nach seiner Todsünde

sicher in die Hölle käme. Smigelski sagte, er würde dort nicht lange zu bleiben brauchen; denn die Teufel hätten sogar in der Hölle Angst vor einem Jesuiten. Das Gegengewicht gegen unser weises Alter stellte der Sekretär des Leipziger Kulturbundes, **Gelbe-Hausen**, in seinem Draufgängertum und seiner jugendlichen Unbekümmertheit dar. Er war aber unzuverlässig, rückte eines Tages in den Westen ab und fand dort eine Anstellung am Rundfunk, in der er dann über die DDR weidlich schimpfte. In der Sommerfrische geriet ich eines Tages in eine Kneipe, in der gerade eine südwestdeutsche Sendung abgehört wurde, und nahm ärgerlich von Gelbe-Hausens neuesten Überzeugungen zur Kenntnis. Als sein Nachfolger war kurze Zeit ein ganz unfähiger Mensch, der überhaupt keine Kenntnisse und keine Meinung hatte, Sekretär. Mit diesem hatten wir eine Besprechung, in der ich lachend sagte: „Der Vorstand ist ein Seniorenkonvent. Wenn wir vier zusammenkommen, sitzen drei Jahrhunderte um einen Tisch.“ Herz und Smigelski stimmten heiter zu, Menz war beinahe beleidigt. Er behauptete, er sei noch nicht einmal dreiundsiebzig Jahre alt, geschweige denn 75. Unglücklicherweise kam ein paar Tage später der Kulturbundpräsident, spätere Kulturminister Johannes Robert Becher nach Leipzig, um die durch Gelbe-Hausens Flucht in Verruf geratene Ortsgruppe in Ordnung zu bringen. Er fragte den unfähigen Sekretär allerhand, bekam aber nur die Antwort, in Leipzig sei nichts los, weil die vier Vorstandsmitglieder zusammen dreihundert Jahre alt wären. Becher ist als Dichter Lyriker, aber als Mensch Choleriker. Ohne einen von uns vier zu befragen, hielt er in der Versammlung des Kulturbundes eine donnernde Rede über die **Vergreisung des Vorstandes** und forderte eine Neuwahl, bei der wir als Kandidaten naturgemäß nicht in Frage kommen konnten. Leider war ich an dem Abend nicht anwesend. Sonst würde ich eine humoristische Rede über die Vorzüge des Alters von Stapel gelassen haben. Ob das etwas geholfen hätte, ist allerdings die Frage. Die Rolle des Herkules, der den Augiasstall reinigt, wurde damals von jedem gespielt, der etwas zu sagen hatte, und von allen bestaunt, die nichts zu sagen hatten. Die Woge ging über uns weg, und ich war auch diesen Posten los.

Meinem Unterricht an der Leibnizschule bekam es nicht schlecht, dass ich ein Außenwerk meiner Festung nach dem andern verlor. Besonders konzentrierte ich mich auf eine nur neunzehn Schüler zählende Klasse, die noch rein männlich war und als Hauptfach Latein hatte. Diese Klassen liefen ebenso wie die „musischen“, in denen man werdende Künstler vereinigt hatte, einfach ab. Nach den neuen Lehrplänen gab es diese Einrichtungen nicht mehr, aber gerade deshalb hatte man in den Spezialklassen eine gewisse Freiheit gegenüber den amtlichen Vorschriften über Stoffe, Stundenverteilung usw. Drei Jahre lang unterrichtete ich in der, die ich mir ausgesucht hatte, Latein, Deutsch, Geschichte und Gegenwartskunde, so dass mich die Jungen zwölf Stunden lang wöchentlich genossen. Jeden einzelnen kannte ich genau, wusste, wofür er sich vornehmlich interessierte, was er las oder als Musiker spielte. Die Jungen nahmen sogar das, was andern Klassen durchaus nicht willkommen war, mit Enthusiasmus auf. Sie begeisterten sich für meinen **Zahlenkanon** und begriffen, dass sie durch ihn einen sicheren Überblick über den historischen Gesamtverlauf bekamen. Dabei war er schon wieder auf fast dreihundert Zahlen angeschwollen, obwohl er erst mit dem römischen Zwölftafelgesetz 450 v.u.Ä. anfang und schon mit der hundertsten Zahl im neunzehnten Jahrhundert landete. Altertum, Mittelalter und frühe Neuzeit kamen also sehr kurz weg. Nachgiebig war ich, wenn die Schüler selbständige Änderungen verlangten, z.B. das Erscheinungsjahr von Schillers „Wallenstein“ strichen und dafür Heinrich Heines Geburtsjahr einfügten. Auch das Bert Brechts wurde aufgenommen, und dafür fiel der englisch-russische Vertrag über Mittelasien 1907 weg. Gerade die Antwort auf die Frage: „Was ist wesentlich?“ hat einen eminenten

Erziehungswert, besonders wenn sich ihre Beantwortung unter unmerklicher Leitung vollzieht. Die Jungen begeisterten sich auch für eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten **lateinischen Zitate**. Sobald mir in irgendeiner Unterrichtsstunde eines über die Lippen sprang, baten sie mich, es anzuschreiben, und verleibten es ihrer Sammlung ein. Als in der neuen Auflage unseres lateinischen Übungsbuches eine ähnliche Zusammenstellung herauskam, durchmusterten sie dieselbe misstrauisch, entdeckten einige Flüchtigkeiten und stellten triumphierend fest, dass unsere Sammlung viel reicher und viel besser war. Damit wurde allerdings der Grundsatz der sowjetischen Pädagogik verletzt, dass der Lehrer nie versuchen soll, mit dem amtlich eingeführten Lehrbuche zu rivalisieren, aber dieser Grundsatz entstammt einer Überschätzung der amtlichen Approbation, die doch auch nur durch Menschen erfolgt und daher dem Irrtum unterworfen ist. Die Lehrpläne sind im letzten Jahrzehnt so oft geändert worden, dass man unmöglich jeder einzelnen Bestimmung Ewigkeitswert beimessen kann.

Als ein Triumph ihres Fleißes und meiner Leitung betrachteten es die Schüler, dass sie in den Monaten vor der Reifeprüfung imstande waren, von Tacitus nicht die allbekannte „Germania“, sondern die viel wertvolleren „Annalen“ zu lesen. Sie kamen wirklich so weit, den lapidaren Kurzstil dieses Historikers zu enträtseln und sogar gelegentlich nachzuahmen. Wir empfangen damals die Weisung, **Stalins** recht dilettantische Ausführungen über Sprachwissenschaft zu behandeln, widersetzten uns natürlich nicht, sondern beschränkten uns auf die Feststellung, dass die Unmöglichkeit einer Dialektliteratur auf das Deutschland Fritz Reuters und Johann Peter Hebels nicht ausgedehnt werden könne. Den Nachweis, dass die Sprache weder zum Überbau noch zum Unterbau gehöre, sondern eine ähnliche Stellung einnehme wie die Technik, griffen wir nicht an, ließen die Sache aber sehr bald auf sich beruhen und beschäftigten uns mit andern Problemen. Wenn ich ankündigte, dass ich in der nächsten Geschichtsstunde eine Schrift von Marx, Engels oder Lenin analysieren werde, lasen diese eifrigen Jünger der Wissenschaft sie vorher. Sie fielen mir dann in die Rede und fragten: „Hier ändern Sie die **Disposition** der Schrift, warum ist das notwendig?“ Kein Wunder, dass die Schüler dieser Klasse fast alle Schulmeister geworden sind! Sie waren es ja schon, ehe sie die Schule verließen. Der dicke Walter, der den Fanfarenchor befähigte, erledigte sein Studium sogar in Bulgarien und kam mit Weib und Kind vor dort zurück, um in der DDR Professor der Slawistik zu werden.

Die bulgarische Sprache muß der russischen sehr nahe verwandt sein. Die Erfolge im russischen Unterricht der Leibnizschule waren das Verdienst der Frau **Nadja Bach**, einer sehr temperamentvollen Bulgarin, die von den Schülern angeschwärmt wurde, obwohl sie schon fünfzig Jahre alt war. Sie hatte in Sofia die deutsche Auslandsschule besucht und ihren Lehrer, den Studienrat Bach, geheiratet. Er kam in Leipzig an eine Berufsschule, verlor aber seine Stellung nach dem Zusammenbruch der Nazi Herrschaft, als man alle aus dem Amt entfernte, die an einer Auslandsschule, also einem Propagandainstitut der Völkischen, tätig gewesen waren. Frau Bach hatte das Ordinariat der Klasse, in der ich die zwölf Stunden gab. Wenn ich vergaß, das Thema einer Unterrichtsstunde ins Klassenbuch einzutragen, kam sie vergnügt ins Rektorzimmer und sagte: „Ich wollte Ihnen das Buch bringen, weil ich sehr böse bin, dass Sie nichts hineingeschrieben haben!“ Als ich die Schüler ermahnte, ebenso eifrig Russisch zu lernen wie Latein, berichtete ich ihnen, dass Bismarck als preußischer Gesandter in Petersburg seine Erfolge errang, weil er sich im Gegensatz zu den Gesandten anderer Höfe außerordentlich rasch die Kenntnisse der russischen Sprache aneignete. Die Schüler erzählten das Frau Bach, die es natürlich längst wusste. Sie brachte mir eine Photokopie des Vorwortes zum Lehrbuche der russischen Sprache von **Alexejew**, dem Lehrer Bismarcks, um mich genauer zu informieren.

Dadurch wurde unser Verkehr freundschaftlich. Beim Fastnachtsabend der Leibnizschule kamen die Lehrer kostümiert, ich allerdings nur im schwarzen Anzug, obwohl ich als Falstaff sicher eine gute Figur gemacht hätte. Als der Tanz losging, blieb ich wie immer sitzen. Plötzlich kam Frau Bach auf mich zu und rief: „Herr Rektor, kommen Sie! Wenn Sie nicht tanzen können, drehe ich Sie eben einfach herum!“ Sie machte das mit großer Gewandtheit, und die heitere Stimmung kam durch den Passivtanz des Rektors erst auf ihren Höhepunkt. Frau Bach ist die einzige Frau, mit der ich in meinem Leben getanzt habe. An dem Abend wurde sogar von mir die „allgemeine Duzbrüderschaft in Hemdsärmeln“ inszeniert, aber am nächsten Tage stellte ich mühelos die früheren Anredeformen wieder her. Ob man sich mit allen Parteigenossen duzen müsse, ist zehn Jahre lang lebhaft erörtert worden. Heute ist man wieder beim „Du mit Auswahl“ angelangt, wie das auch in der Sowjetunion üblich ist. Meiner Meinung nach ist das Du eine Auszeichnung, die erst nach längerem Umgang verliehen werden kann. Damals duzten uns die bereits organisierten Schüler im Parteiverkehr und siezten uns im Unterricht. Das erinnert an **Geheimbündelei**. Der gesellschaftliche Umgangston ist in den neuen Demokratien noch sehr im Werden. Vorläufig haben wir ein Gemengsel der alten Formen mit Landserderbheiten. Unser Verkehr mit Ehepaar Bach dauerte fort, als ich in den Ruhestand trat, und ich habe immer für eine gute Flasche thrakischen Rotwein gesorgt, wenn sie zu uns kamen. Zu einer richtigen Freundschaft gehört die Sorte, die der Gast gern trinkt. Frau Bach sprach häufig davon, dass es wahre Demokratie nur in dem ausgesprochenen Bauernlande Bulgarien geben könne, und dass beispielsweise die Rumänen nichts dergleichen aufzuweisen hätten und überhaupt ein wenig sympathisches Mischvolk seien. In diesem Punkte war sie unbelehrbar, in allen andern fand sie sich leicht in unserer Politik zurecht.

Damals lebte ich mit den Lehrern und vor allem mit den **Schülern** wieder so zusammen, wie ich es vierzig Jahre früher getan hatte. Aber wenn man auf Stufen ankommt, die man schon einmal passiert hat, ist man nicht mehr im Aufstieg. Daß ich in meinem 73. Lebensjahre plötzlich noch einen Weisheitszahn bekam, konnte mich nicht darüber hinwegtäuschen. Es war ein kräftiger gesunder Backzahn mit drei Wurzeln, aber er stand auf dem Kopf und musste herausgeschnitten werden. Acht Tage lang lief ich mit einer dicken Backe herum, mit der ich noch schöner aussah als sonst, aber Unterricht ist auch bei dieser Gelegenheit nicht ausgefallen. Als ich den Zahn stolz dem Ohrenarzt Lange vorlegte, der zufällig in die Schule kam, sagte er: „Den haben Sie jetzt nicht zustandegebracht, sondern er saß schon jahrzehntelang in Ihrem Oberkiefer. Er hat sich jetzt durchgedrängt, weil Ihr Kiefer morsch geworden ist. „Es ist keine tröstliche Auskunft, wenn man hört, dass man bereits **morsche Knochen** hat. Ein weiteres Alterszeichen war die rapide Zunahme meiner Schwerhörigkeit. Als ich schon im Ruhestand war, traf ich einmal auf der Universitätsbibliothek eine frühere Schülerin. Zutraulich erzählte sie mir: „Vor Ihnen haben wir einmal furchtbare Angst gehabt, als wir hörten, dass wir Sie im zwölften Schuljahre in der Geschichte bekämen. Aber ein Schüler, der ein Jahr älter war und Sie schon gehabt hatte, sagte mir, die Sache wäre nur halb so schlimm. Wir müssten recht leise sprechen. Dann hörten Sie nur richtige Antworten, wenn sie auch noch so verkehrt wären. „Eigentlich hätte mir die junge Dame das nicht erzählen sollen. Sie beurteilte meine Gefühle nach den ihrigen beim Verlassen der Schule und dachte, im Ruhestande wäre einem alles egal, was vorher passiert ist.“

Wenn man so weit reduziert ist, dass man weder hört noch sieht, was von der dritten Bankreihe an rückwärts geschieht, ob dort geschlafen, abgeschrieben oder kokettiert wird, dann sollte man eigentlich **von selbst gehen**. Man wirkt sonst genau so komisch wie

eine aufgeschminkte alte Primadonna, die auf der Bühne verliebt schäkert und meckert, statt ihre Rollen Rivalinnen abzutreten, die dreißig Jahre jünger sind. Aber die Sache kommt uns nicht so vor, wenn es sich um uns selbst handelt. Wir wehren uns wütend und sehen in denen, die uns verdrängen wollen, boshafte und neidische Menschen. Wir sind auch überzeugt, dass sie viel weniger können als wir. In dem Wahne, damit einer guten Sache zu dienen, klammern wir uns an unsern Posten. Wir werden in unserer Haltung bestärkt, wenn die Gegner, sobald die üblichen Mittel versagen, zu solchen greifen, die nicht vornehm sind. Es fällt mir noch heute schwer, aus dieser Gereiztheit herauszukommen, den Hergang objektiv zu schildern und mir selbst klarzumachen, dass es würdiger gewesen wäre, mich rechtzeitig dem nun einmal mit dem Altern verknüpften Schicksal zu ergeben und meinen Abschied einzureichen. Margarete von Parma sagt in Goethes „Egmont“ sehr richtig, man steige vom Throne wie ins Grab, aber das sei immer noch besser, als wie ein Gespenst zu bleiben und mit hohlem Ansehn einen Platz zu behaupten, den in Wahrheit schon ein anderer besitzt und genießt. Wir 1933 Hinausgeworfenen litten an der fixen Idee, dass wir die uns mit Gewalt geraubten Jahre zurückerhalten müssten. Wir wollten nicht mit 65 Jahren wie die andern in den Ruhestand gehen, sondern erst mit 77. Bis auf ein Jahr Verlust ist mir das auch schließlich gelungen, aber das hat Kämpfe gekostet, durch die ich erst wirklich verbraucht und alt geworden bin. So muß ich die Sache heute ansehen. Auch hier handelt es sich um eine **Dummheit**, aber diesmal um keine ergötzliche. Ich übernahm die Rolle eines Märtyrers, und dazu hatte ich eigentlich gar kein Talent. Voltaire als Dulder ist eine sinnlose Konzeption. Etwas tröstet mich der Gedanke, dass ich diese Rolle **schlecht** gespielt habe.

Mein eigentlicher Gegner war **Hohendorf**. Als Sohn eines Dorfschullehrers wollte er in ererbter Rivalität über jeden Vollakademiker hinwegspringen, den er auf seinem Wege traf. Er tauchte eines Tages unter andern durch den Krieg verspäteten Studenten in meinem pädagogischen Kolleg auf, als ich gerade Spengler durchnahm. Nach Schluß der Vorlesung begleitete er mich auf dem Wege von der Universität zur Schule und redete in einer Weise auf mich ein, die mich sofort an den Primaner Geyer erinnerte, der mich vierzig Jahre früher mit derselben Arroganz auf der Straße zu seinen politischen Meinungen hatte bekehren wollen. Hohendorf sagte: „So wie Sie, Genosse Riemann, kann man die Sache nicht machen. Wenn man lange gegen Spengler polemisiert, weist man die Studenten doch geradezu auf ihn hin.“ „Da bin ich anderer Meinung“, sagte ich. „Spengler hat noch immer eine Riesengemeinde in der DDR, besonders unter den Intellektuellen. Diese behaupten sogar, es sei alles so gekommen, wie es Spengler voraussagt hätte: Riesenstädte, technische Zivilisation, Vermassung, Cäsarismus. Nur sei der erste Cäsar nicht ganz der richtige gewesen. Also komme der eigentliche noch. Diese schleichende Propaganda kann man nur widerlegen, indem man die Fadenscheinigkeit der Spenglerschen Analogien nachweist, seine unsinnige Annahme, dass nicht den Sowjets, sondern dem längst antiquierten Russland Dostojewskis das nächste Jahrtausend gehört, in ihrer Lächerlichkeit enthüllt usw.“ - „Das kann man in drei Sätzen tun“, sagte Hohendorf. „Nein“, erwiderte ich, „dazu muß man die Hauptsätze aus Spenglers „Untergang des Abendlandes“ zitieren und sie dann Wort für Wort zerpfücken, um ihre Sinnlosigkeit und Albernheit nachzuweisen.“ - „Nein, behauptete Hohendorf, „wir müssen von Marx und Lenin reden und den dialektischen Materialismus so gründlich wie möglich behandeln. Jede Stunde, die auf Spengler verwendet wird, fehlt uns bei der Erledigung unserer politischen Aufgabe. Sie merken gar nicht, Genosse Riemann, dass es für Sie kein Vorteil, sondern ein Nachteil ist, dass Sie die älteren Gedankengänge so genau kennen.“ - „Das ist unwissenschaftlich gedacht“, erwiderte ich. „Es ist niemals ein Nachteil, eine Sache genau zu kennen. Die proletari-

schen Freidenker haben sich doch meine Broschüre gegen Spengler schreiben lassen, weil sie dieselbe brauchten. Nach Ihrem Rezept hätten sie einfach so tun müssen, als ob es gar keinen Spengler gäbe.“ - „Das war **früher**“, sagte Hohendorf, „und ist jetzt erledigt. Ihnen kommen die früheren Gedankengänge stets in den Weg. Sie schlagen sich damit herum. Gerade das sollen sie den Studenten ersparen und sie in unserer Ideologie erziehen. Ihr Standpunkt ist überholt.“ - „Durchaus nicht“, verteidigte ich mich. „Mir scheint, dass ihr Jüngeren vor den anderen Gedankengängen geradezu Angst habt und sie euch vom Leibe haltet. Wir lesen alles, kennen alles, kritisieren alles und erkennen gerade dadurch den wahren Wert des Marxismus. Wer anders verfährt, ist **Scholastiker** der heute geltenden Ideologien.“ So zankten wir uns noch eine Weile, bis er mich kopfschüttelnd verließ, offenbar mit dem Gefühl, sich ganz nutzlos mit einem verkalkten Steinschädel herumgeschlagen zu haben. Dagegen fühlte ich mich durch das Streitgespräch in der Ansicht bestärkt, dass der intellektuelle Nachwuchs der SED die Universität nur als eine etwas altertümlich dekorierte Vorhalle der **Parteischule** betrachtet. Natürlich promovierte Hohendorf mit einer Dissertation über die pädagogischen Ansichten und Äußerungen von Karl Marx. Er berichtete mir, als er mich wieder traf, dass ihn der alte Monist Menzel heimtückischerweise griechische Philosophie geprüft, ihn aber doch mit der 1 zensiert hätte. Sie wären dann zusammen in der Elektrischen nach Hause gefahren und hätten sich über die Partei und die pädagogische Fakultät unterhalten. Dabei hätte Menzel die unglaubliche Äußerung getan: „Wenn Sie mich vorher verständigt hätten, dass Sie so eng zu uns gehören, würde ich die Prüfung nicht so ernst genommen, sondern als eine reine Formalität erledigt haben.“ Hohendorf schimpfte trotz der 1 auf Menzel, hatte auch ihm gegenüber nur Rivalitätsgedanken und war des Gefühls der Dankbarkeit überhaupt nicht fähig. Darin erinnerte er mich stark an Max Reger. Ich erschien ihm als zu objektiv, Menzel war ihm zu sehr Parteimensch, niemand gefiel ihm, weil er sich selbst zu gut gefiel.

Hohendorf machte überraschend schnell Karriere und wurde **Abteilungsleiter** im Rate der Stadt, als Preßl plötzlich starb, vermutlich an Selbstvergiftung durch die eigene Galle. Seine Tradition wirkte aber fort, da auch Hohendorf mit Vorliebe seine Unterorgane abkanzelte. Nur tat er es viel ausführlicher und gewandter, da er ein besserer Redner war und lange Begründungen liebte. Die Ausbrüche Preßls waren unangenehm, aber natürlich, die Hohendorfs erkünstelt. Er musste sich immer erst in eine gewisse Hitze hineinreden, ehe es ihm gelang, beleidigend zu werden. Vermutlich ist das für **Intriganten** charakteristisch. Die Umwege sind ihnen zur zweiten Natur geworden. Als Intrigant entpuppte sich Hohendorf, als wir Schulleiter den Auftrag bekamen, unsere Lehrer über den dialektischen Materialismus aufzuklären. Zu meiner Überwachung kam eine uns gänzlich unbekannte Funktionärin in die Leibnizschule. Ihren Namen habe ich nie erfahren. Sie hörte gespannt zu und machte sich Notizen. Wie immer fing ich mit Platons Dialektik der Kunst der Dialogführung an, kam zu Hegels Geisterschlacht der Begriffe und dann erst zu Marx. Die Funktionärin meldete sich zum Wort und behauptete, ich hätte die marxistisch-leninistische Dialektik herabgesetzt. Von den griechischen und andern Philosophen hätte ich so geredet, als ob sie schon beinahe dasselbe gesagt hätten wie Marx. Dadurch verlöre die Dialektik, ein Hauptteil unserer Ideologie ihren **einmaligen** Charakter. Man hätte den Eindruck, als ob sie etwas Vorübergehendes sei, so dass auch einmal wieder eine andere Dialektik kommen könne. Diese Darstellung sei ein Angriff auf die SED. Hier wurde die Sache gefährlich. Da ich merkte, worauf die streitbare Dame hinauswollte oder sollte, versicherte ich, dass sie mich missverstanden hätte. Für den historischen Materialismus kämpfe ich schon seit Jahrzehnten, hielte es aber für notwendig, einen so schwerverständlichen Ausdruck wie Dialektik bis zu seiner Schöpfung durch einen grie-

chischen Philosophen zurückzuverfolgen und die wechselnden Bedeutungen aufzuzeigen, die das Wort im Laufe der Zeiten gehabt hätte. Die Funktionärin war ziemlich aufgeregt und schrie die Einwände einiger älterer Lehrer nieder, die ihr klarmachen wollten, dass eine Lektion über Dialektik vor Oberschullehrern naturgemäß akademischeren Charakter trage als eine vor Grundschullehrern. Sie schien das als eine zweite Beleidigung der Partei zu betrachten.

Hohendorf setzte den Bericht dieser Funktionärin in sein nächstes Rundschreiben und warnte alle Schulleiter davor, die marxistische Dialektik durch Einordnung in die Geschichte der Philosophie zu relativieren. Da hatte ich die Bescherung und konnte mit Opitz nicht dem Oberbürgermeister, sondern den Barockdichter Martin Opitz, singen:

Mich ergreift fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir!

Unsere Grundorganisation der SED bekam von der Leipziger **Parteileitung** den Auftrag, den Vorfall zu erörtern, und zu der Sitzung kam ein Sachverständiger von der Parteiabteilung für Unterricht und Erziehung in die Leibnizschule. Er setzte eine Inquisitionsmiene auf, sprach über Hohendorfs Rundschreiben und forderte mich auf, mich dazu zu äußern. Der Verlauf sei im Allgemeinen richtig dargestellt, erwiderte ich, aber die Behauptung, dass ich irgend etwas gegen die Partei geäußert hätte, sei falsch. Ich hätte die materialistische Geschichtsauffassung nicht nur bejaht, sondern liebte sie leidenschaftlich. Daß ich vor beinahe dreißig Jahren zu ihr übergegangen sei, betrachtete ich als eine entscheidende Wendung meines Lebens. Unermüdlich hätte ich in Vorträgen und Aufsätzen als führender Freidenker für den Materialismus gewirkt. Ironisch fügte ich hinzu, diesmal sei ich offenbar missverstanden worden, weil ich zu gelehrt geworden wäre. Dieser Gefahr wären Menschen, die ein langes Leben hindurch beständig wissenschaftlich gearbeitet hätten, naturgemäß stärker ausgesetzt als andere. Ich würde in mich gehen und es in Zukunft vermeiden, meine gelehrten Kenntnisse da auszupacken, wo es unangebracht sei. Der etwas unsicher gewordene Leiter der Versammlung schlug eine leidlich milde Resolution vor. Einerseits missbilligte in dieser die Grundorganisation, dass ich durch Heranziehung der griechischen Philosophie den Anschein erweckt hätte, den dialektischen Materialismus relativieren zu wollen. Andererseits sprach sie ihre Befriedigung darüber aus, dass ich meinen Fehler eingesehen und versprochen hätte, es nicht wieder zu tun. Gegen diese Resolution stimmte nur der Zeichenlehrer **Stengel**, ein begabter Maler und grundehrlicher Mensch, mit dem ich mich sehr gut verstand. Er sagte, er fühle sich noch immer nicht genügend informiert. Ich rief ihm zu, er sähe doch, dass alle andern für die Resolution stimmten. Es hätte nicht den geringsten Zweck, allein dagegen zu sein. Er schüttelte entschlossen den Kopf und beharrte auf seinem Nein.

Stengel hatte in der Nazizeit allerhand gemeinsam mit Holtzhauer durchgemacht und war eng mit ihm befreundet. Wie es scheint, hat er sich gleich nach der Versammlung an Holtzhauer gewandt und ihm mitgeteilt, es müsse etwas für mich geschehen. Ich hätte Feinde, die meine Stellung unterminierten. Jedenfalls kann ich es nicht für einen bloßen Zufall halten, dass ich kurz nach dem Diffamierungsversuch zum **Verdienten Lehrer des Volkes** „in Anerkennung der hingebungsvollen und erfolgreichen Arbeit auf dem Gebiete der Erziehung der deutschen Jugend“ ernannt wurde. Mit meiner Frau fuhr ich nach Berlin, wo mir am 12. Juni 1951 Walter Ulbricht die Ehrenurkunde überreichte und mir so stürmisch die Rechte schüttelte, dass er mir beinahe den Arm aus dem Gelenke riß. Als ich auf dem Leipziger Hauptbahnhof wieder ankam, fand ich dort zu meinem

großen Erstaunen an der Spitze der Jugend der Leibnizschule-Hohendorf, der mir einen mächtigen Blumenstrauß überreichte und dazu ein freudestrahlendes Gesicht zu machen versuchte, das er wahrscheinlich vor dem Spiegel eingeübt hatte. Es gelang trotzdem nur mangelhaft. Glücklicherweise ging er bald. Ich setzte mich an die Spitze des Zuges. Walters Fanfarentrupp erschütterte die riesige Halle mit Donnertönen, und wir zogen zur Schule. Der Mathematiklehrer Kauschke veranlasste sogar die Elektrische zum Halten, als wir am Yorckplatze (jetzt Erich-Weinertplatz) über die Straße mussten. Es war der reine Triumphzug Cäsars und machte mir ungeheuren Spaß. In der Aula hielt Spieler die Festrede, die mit „lieber Robert Riemann“ anfang. Die Fanfarenbläser umgaben das Rednerpult und kauten unermüdlich Bonbons, die ich durch Walther in aller Eile für sie hatte besorgen lassen. In meiner Erwiderung sagte ich das, was jeder, wenn er geehrt wird, zu sagen pflegt, nämlich dass dieser Tag der schönste meines Lebens sei. Wir wurden dann auch nach Dresden eingeladen und vom Ministerpräsidenten Seydewitz mit einer prachtvollen ledernen Schreibmappe beschenkt, auf der eingestanzt war: „Ruhm und Ehre den Besten der Nation.“ Bei dem sich auch dort anschließenden Festmahl sah ich zum letzten Mal den Dichter Andersen-Nexö, der aber längst nicht mehr so rüstig war wie bei den Festen in Berlin und Leipzig, sondern von zwei Personen geführt wurde. Er hatte nicht mehr lange zu leben.

Wenn der Umschlag von der Diffamierung die Ehrung ein Sieg war, dann war es ein Pyrrhussieg. Meinen Abschied konnte ich jetzt erst recht nicht erreichen; denn in allen Glückwunschschreiben, 76 an der Zahl, las ich, dass man mir noch lange Jahre erfolgreichen Wirkens wünschte. Soviel ich weiß, gilt es beim Skatspiel als unanständig, fortzulaufen, wenn man einen Haufen Geld gewonnen hat. Jeder und jede von uns in Berlin Geehrten hatte fünftausend Mark bekommen. Natürlich gab ich einen Teil davon an unsere FDJ und an die Partei. Der Kassierer wollte mir die 750 Mark, die ich an die Leipziger SED gegeben hatte, zurückzahlen, als er sich vergewissert hatte, dass es bei solchen einmaligen Prämien nicht üblich sei, Sondermarken ins Parteibuch zu kleben. Das lehnte ich ab; denn die finanzielle Seite der Auszeichnung war mir ohnehin peinlich. Wesentlich war mir die Erhöhung meiner Autorität.

Meinen Äußerungen in den Lehrerversammlungen wurde erst volles Gewicht beigegeben, seit ich Verdienter Lehrer war. So konnte ich Hohendorf und dem Kreisschulrat **Bohmann**, der sich ihm auf Gedeih und Verderb angeschlossen hatte, noch manche Wahrheit verzapfen. Es gab aber dazu jetzt noch einen andern Kanal. Sonderbarerweise war ich verpflichtet, zweimal jährlich dem **Ministerium für Arbeit** in Berlin über meine Wirksamkeit seit der Auszeichnung zu berichten. Zunächst schrieb ich, dass ich noch recht lange im Amte bleiben möchte, „da eine beruflose Muße für mich eine unmögliche Existenz bedeutet.“ Im März 1952 aber beschwerte ich mich bereits darüber, dass man mir willkürlich meinen Konrektor weggenommen hatte: „Meine Tätigkeit als Lehrer für Geschichte und Deutsch, sowie als Leiter der Leibnizschule, Leipzig, wurde dadurch etwas umfangreicher, dass mein Kollege **Kurt Spieler**, meine Hauptkraft für den Geschichtsunterricht, an eine andere Schule versetzt wurde. Daher gebe ich jetzt in den drei zwölfsten Klassen unserer Oberschule den gesamten Unterricht in Geschichte und Gegenwartskunde. Einwirkung auf andere Schulen in Leipzig habe ich durch die Teilnahme an den Sitzungen der Geschichtskommission. Daß ich in die Leitung derselben kam, war allerdings erst möglich, als ich energisch darum ersuchte. „Hieraus war, wenn die Berichte wirklich gelesen und nicht nur registriert wurden, zu entnehmen, dass man mir Hindernisse in den Weg legte. Beachtet wird eine solche Mitteilung von übergeordneten Stellen aber nur, wenn man Namen nennt. Das tat ich: „Der Kreisdezernent, **Bohmann**, hält mich zu Unrecht

für schonungsbedürftig, weil er meine 75 Jahre ins Auge fasst, die bei einem Verdienten Lehrer des Volkes gar keinen Grund für Versetzung oder Entlastung bilden dürfen, wie man mir im Volksbildungsministerium in Berlin mitgeteilt hat. Man kommt in Leipzig nicht recht darüber hinweg, dass ich jede Altersstatistik „verderbe“, weil ich so viele Jahre habe wie drei junge Lehrer. Gelegentlich fragt man mich, ob ich nicht, nach der günstigen Regelung meiner Pensionsverhältnisse durch Einzelvertrag, noch einige Jahre in Ruhe verbringen möchte. Dazu bin ich erst bereit, wenn meine geistigen Kräfte nachlassen. Ein ideologisch klarer Lehrer, der namentlich die Jahre 1900 bis 1949 bewußt und politisch tätig miterlebt hat, hat meines Erachtens gar nicht das Recht, sich aus dem Schuldienste zurückzuziehen. Erlebte Geschichte trägt man am besten vor.“

Bei der Reifeprüfung 1952 gab es wieder einigen Ärger. Die Prüfungen waren immer öffentlicher gestaltet worden. Es kamen nicht nur Mitglieder des Elternrates, sondern auch frühere Schüler, um zuzuhören und festzustellen, welche Fortschritte in der Demokratisierung der Schule erreicht worden waren. Da ich stets rauchte und viele meinem Beispiel folgten, war der Gegensatz zu der früheren Steifheit und Feierlichkeit übrigens von vornherein sehr ausgeprägt. Alle Versuche der Zuhörer, sich auch in die Zensierung der Leistungen einzumischen, wies ich aber bestimmt und, wenn es nötig war, sogar schroff zurück. Ein früherer Schüler, **Herger**, der Sanitätsoffizier bei der Volkspolizei geworden war, hielt sich trotzdem in seiner nagelneuen Uniform für die Hauptperson und erlaubte sich die Bemerkung: „Was eigentlich Marxismus ist, habe ich nicht als Leibnizschüler begriffen, sondern erst als Angehöriger der Volkspolizei.“ Diesen Leutnantston kannte ich, sah ihn mir daher nur von oben bis unten an und erwiderte gar nichts. Hergers Äußerung wurde mir auf dem Rathause von Bohmann und Hohendorf als ein Beweis dafür vorgehalten, dass meine Schule ideologisch nicht in Ordnung sei. Noch mehr Gewicht legten beide darauf, dass der Prüfungskommissar, der gar nicht zur SED, sondern zur LDP gehörte, **Schneider**, an meiner Beurteilung Lenins Anstoß genommen hatte. Ich hatte eine milde Formulierung im Kampf gegen Plechanow darauf zurückgeführt, dass Lenin immer eine gewisse Pietät gegenüber seinem ehemaligen Lehrer behalten habe. Eigentlich hatte ich das aus erzieherischen Grundsätzen getan. Längst hatte ich beobachtet, dass unsere vom Staate verwöhnte Jugend alles, was für sie geschah, als selbstverständlich hinnahm. Daher redete ich sehr gern über Dankbarkeit, Ehrfurcht und Pietät und freute mich besonders, wenn ich solche Eigenschaften an Männern, die Großes geleistet hatten, hervorheben konnte.

Über die Pflicht, die Jugend zur Dankbarkeit zu erziehen, schien Schneider noch nie nachgedacht zu haben. Er sagte, ich hätte eine unerhörte Behauptung aufgestellt. Sie enthalte den Vorwurf, dass Lenin sich von persönlichen Beziehungen habe leiten lassen, statt nur das zu tun, was im Interesse der Partei notwendig war. Als mir Bohmann dies Urteil Schneiders vorhielt, erwiderte ich kühl: „Mit Lenin habe ich mich vermutlich viel gründlicher beschäftigt als Schneider, der nicht zur Partei gehört.“ - „Aber er ist Kreis schulrat!“ rief Bohmann, „Sie haben ihn zu respektieren!“ - „Nein“, erklärte ich, „wenn er mir sehr überflüssige Belehrungen erteilt und **Unsinn redet**, respektiere ich ihn durchaus nicht!“ Darauf schüttelten beide energisch die Köpfe. Hohendorf setzte mir auseinander, dass es viel schlimmer sei, wenn ein Mann von der LDP bei mir einen Verstoß gegen den Leninismus feststelle, als wenn es ein Genosse tue. Er kam wieder auf meine Versetzung in den Ruhestand zu sprechen und forderte mich auf, das Gesuch damit zu begründen, dass ich mich nicht mehr fähig fühlte, die politischen Weisungen zu verstehen und zu befolgen. Empört fuhr ich auf und erklärte, dass ich diese Begründung niemals wählen würde, weil sie einfach unwahr sei. Ich würde nie von etwas anderem reden als von meinem

körperlichen Zustände, besonders von meiner Schwerhörigkeit, die leider offenkundig sei. „Im übrigen“, schloß ich, „müsst ihr euch einmal überlegen, was die Öffentlichkeit dazu sagt, wenn ihr mich heute wegen besonderen Leistungen zum Verdienten Lehrer ernennet und morgen erklärt, dass ich nicht mehr fähig bin, mein Amt zu versehen. „Bohmann und Hohendorf waren etwas verblüfft; denn sie konnten doch nicht erwidern: „Wir sind gegen Ihre Ernennung gewesen.“ Sie zogen sich zu einer Sonderberatung zurück, kamen dann wieder und erklärten, dass sie auf die politische Begründung verzichten und auch mit der Verlegung des Rücktritts auf den 1. September 1953 einverstanden seien. Ein Jahr blieb ich also noch im Amt.

Daher berichtete ich im September 1952 dem Arbeitsministerium: „Die Reifeprüfung 1952 würde zu einer Art Belastungsprobe für mich. Da ich in der zwölften Klasse der Leibniz-Oberschule den gesamten Unterricht in Geschichte und Gegenwartskunde erteilte, hatte ich von den 261 Einzelprüfungen im Abitur 192 zu erledigen, das gesamte übrige Kollegium den Rest von 69. Als ich mich bei einer Erörterung meiner Rüstigkeit mit dem Kreisreferenten für die Oberschulen Bohmann und mit dem Abteilungsleiter Dr. Hohendorf im Amt für Unterricht und Erziehung auf diese Leistung berief, antworteten mir der Abteilungsleiter: „Es kommt nicht nur auf die Quantität an, sondern auch auf die Qualität.“ Beigewohnt hat er **keiner** meiner Prüfungen. Er teilte mir mit, dass die Leibnizschule und die Karl-Marx-Schule vereinigt würden, sobald der Bau eines neuen Gebäudes vollendet ist. Es ergibt das eine Riesen-Oberschule, deren Leitung Kollege Keller, der Direktor der Karl-Marx-Schule übernimmt. An Stelle der bisherigen Leibnizschule aber tritt eine Zehnklassenschule, auf die der Name Leibnizschule übergeht. Dr. Hohendorf fragte mich, ob ich dann weiter unter der Leitung von Direktor Keller unterrichten oder die Zehnklassenschule übernehmen wolle. Darauf habe ich erwidert, dass ich dann die Zehnklassenschule übernehmen wolle, weil das die Schule der Zukunft sei. Zugleich habe ich aber erklärt: ‚Da ich merke, dass meine Schwerhörigkeit zunimmt, werde ich termingemäß im März 1953 um Versetzen in den Ruhestand, gemäß meinem Einzelvertrag, zum 1. September 1953 bitten.‘ Meine Verabschiedung kann mit meinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum am 1. Juli 1953 verbunden werden; denn ich bin am 1. Juli 1903 in den Schuldienst getreten. Die Jahre, in denen mich die Nazis vom Dienste ferngehalten haben, zählen als Dienstjahre? Vorläufig ist alles beim alten geblieben. Da die Zusammenlegung der beiden Schulen erst nach Fertigstellung des Gebäudes erfolgt, vielleicht im Februar 1953, habe ich meinen Deutsch- und Geschichtsunterricht von der 12. in die 11. Klasse verlegt, damit kein Wechsel im Unterricht der 12. Klassen vor der Reifeprüfung eintritt. Gesellschaftlich habe ich mich in derselben Weise weiter betätigt wie im Vorjahre. Im Parteschuljahr erfuhr meine Tätigkeit insofern eine Erweiterung, als ich jetzt nicht nur einen Zirkel der Politischen Grundschule leite, sondern auch mit der Anleitung der Zirkelleiter im Stadtbezirk 5, Abteilung I, betraut worden bin. Innerhalb der Nationalen Front bin ich Kulturvertreter im Vorstand eines Stadtbezirks. An der Leibnizschule interessiert mich jetzt besonders die Schießsportausbildung, für die ich ein Gewehr zu stiften versprochen habe. Der Leiter, Kollege Heinichen, kauft es auf meine Kosten, sobald Gewehre käuflich sind. Bei der Aufnahme der neunten Klassen habe ich die Wichtigkeit des Aufbaus der nationalen Streitkräfte besonders betont. Das zuständige Fachministerium hat mich am Tag des Lehrers 1952 mit einer Prämie von tausend Mark ausgezeichnet. Beim Übergang in den Ruhestand werde ich 1953 an der Leipziger Volkshochschule Kurse übernehmen. Der Leiter, Kollege Scheffel, ist bereit, mich dort sofort zu beschäftigen. Er ist früher mein Schüler gewesen. Die Schwerhörigkeit bildet an der Volkshochschule nur ein geringes Hindernis. Auch werde ich im Verlag Volk und Wissen weiter mitarbeiten.“ In dem Be-

richt tönt das unwillige Knurren eines Mannes, der abwechselnd prämiert und insultiert wird und sich abhängig fühlt von den Launen allzu jugendlicher Vorgesetzter. Jede seiner Äußerungen wird belauert und verdreht, um daraus einen Strick zu winden, mit dem er gehängt werden kann. Er pariert die Angriffe noch, stöhnt aber bereits mit Goethes Valentin: „Ich glaub’, der Teufel ficht! Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm!“ und wartet auf Mephistos: „Nun ist der Lümmel zahm!“ Die im Alter immer häufiger werdenden Jubiläen machten mir in der Hauptsache deshalb Vergnügen, weil sie meine Gegner nötigten, mich zu bekomplimentieren. Aber mein Plan, meinen 75. Geburtstag am 4. Oktober 1952 durch ein festliches Frühstück mit stark alkoholischem Einschlag in der Leibnizschule zu begehen, wäre beinahe vereitelt worden. Jeder optimistische Pädagoge erlebt einmal seinen **Ryshikow**, wie der unverbesserliche Kriminelle in Makarenkos „Flaggen auf den Türmen“ heißt. Ein Augenarzt, der mit Stoltzenberg befreundet war, hatte einen Sohn auf der Schule, und zwar gerade in der Klasse, die unter meiner Führung und der Frau Bachs eine so günstige Entwicklung durchmachte. Der Junge aber hatte keinerlei Ähnlichkeit mit dem dicken Walther, sondern trieb sich in unbezähmbarer Wettleidenschaft auf der Rennbahn herum. Das nötige Geld verschaffte er sich, indem er seinem Vater eine goldene Uhr und seinen Schwestern ihren Schmuck stahl. Die Sache kam heraus, er versuchte, nach Berlin zu fahren und in den Westsektor hinüberzuwechseln, um Jokei zu werden, wurde aber im Zuge von der Polizei ergriffen, die ihn an seinen roten Haaren erkannte. Der Vater, der nichts so haßte wie eine Erschütterung seiner gesellschaftlichen Stellung, wollte den ungeratenen Sohn von der Schule nehmen und in eine Schwererziehbaranstalt stecken, um ihn von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Die moralische Pose, in die er sich warf, war Maskerade. Er hatte einfach Angst, durch seinen Sprössling kompromittiert zu werden. Die Sache war nicht ihm allein unbehaglich. Die über das Eindringen der Arbeiter- und Bauernkinder in die höhere Schule empörten Akademiker waren äußerst peinlich davon berührt, dass gerade „ein Sohn aus gutem Hause“ stahl und wettete. Man fand es sehr richtig, dass der Vater ihn einfach streichen wollte und sich von ihm lossagte.

Diese Feigheit empörte mich. Mit vieler Mühe brachte ich den Vater dahin, den Sohn wieder ins Haus zu nehmen. Ich operierte dabei namentlich mit dem Satze: „Es gibt keine schlechte Eigenschaft, die man nicht durch geschickte Leitung in eine gute verwandeln kann.“ Es reizte mich, ein pädagogisches Meisterstück zu vollbringen und sogar **Makarenko** zu übertrumpfen, indem ich meinen Ryshikow veredelte. Ich ermahnte vor allem die Klasse, sich gegen den Jungen so zu verhalten, als ob überhaupt nichts passiert wäre, und ihm dadurch zu helfen. Das Kollektiv sollte ihn retten. Aber ich verwandte auch einen großen Teil meiner Zeit auf ihn. Er kam unter meine persönliche Aufsicht und musste seine Arbeiten in der Schule machen. Er war sehr gern dort und ging ungern nach Hause, weil er von der elterlichen Familie verächtlich behandelt wurde, was natürlich ein schwerer Fehler war. Dagegen verschaffte ich ihm durch Ausnutzung seiner starken **zeichnerischen** Veranlagung eine geachtete Stellung in unserm Kollektiv. Er machte alle Bilder, Inschriften und Transparente, die wir brauchten. Bei den Inschriften ahmte er sogar meine allen bekannte Handschrift täuschend ähnlich in Riesenbuchstaben nach. Natürlich wurde er für jede gute Leistung gelobt, freute sich darüber und suchte auch im Unterricht möglichst oft eine solche Anerkennung zu erreichen. Mit vereinten Kräften gelang es uns, seine schulischen Leistungen so zu heben, dass er das Abitur mit „Gut“ bestand. Dafür bekam er von mir noch unter vier Augen eine große Lobrede, die ich nicht ohne Selbstgefälligkeit hielt. Aber dieser pädagogische Triumph war eine Seifenblase, die recht bald zerplatzte. Sobald der junge Mann meine Aufsicht los war, fiel er in die Wettleidenschaft zurück.

Er wurde Neulehrer an einer Grundschule, blieb es aber nicht lange, weil er die ihm unvorsichtigerweise anvertraute Kollegiumskasse verwettete. Darauf besann er sich auf seine zeichnerische Veranlagung, fälschte eine Ermächtigung zur Abhebung mit meiner Unterschrift, holte sich mein ganzes Konto von 2850 Mark und verwettete auch diese restlos. Als meine Frau Geld von der Bank holen wollte, hörte sie mit Entsetzen, dass wir keins mehr hatten, und kam mit der Hiobspost in die Schule. Die Turnlehrerin schrie: „Das ganze Geld des Direktors gestohlen! Da bekommen wir wohl kein Essen?“ Dieser Jammer war verfrüht. Da ich unter den verschiedenen Titeln Doktor, Professor, Direktor die Auswahl hatte, pflegte ich im Verkehr mit der Bank mit einem andern Titel zu unterzeichnen als in der Schule. Mein Ryschikow hatte einfach das schulische Dr. Riemann abgemalt, die Bank hatte seine Unterschrift nicht mit der von mir eingelierten verglichen und musste daher den Verlust selbst tragen. Also bekam ich mein Geld wieder, und die Lehrer bekamen ihr Essen, der Fälscher einige Jahre Zuchthaus, nach deren Verbüßung er in einem Betrieb als Arbeiter eingestellt wurde, aber unter persönlicher Überwachung durch den Meister. Ohne eine solche ist er nach wie vor unbrauchbar. Seinen Charakter haben wir nicht verändert.

Dieser eklatante pädagogische Misserfolg warf einen Schatten über die Geburtstagsfeier. Es schien, dass mir alles fehlschlug was mir früher ohne weiteres gelungen war. Selbst Donadt hatte meine geschickte Behandlung schwieriger Schüler anerkennen müssen. Wenn das nicht mehr funktionierte, hatten die recht, die mich beständig drängten, in den Ruhestand zu treten. Gegen diese Erkenntnis sträubte ich mich nach wie vor. Im November 1952 erkundigte sich nicht das Arbeitsministerium, sondern das Berliner **Volksbildungsministerium** nach meiner Tätigkeit und stellte dabei eine Reihe von bestimmten Fragen. Darauf antwortete ich. „Die Frage, ob man mir Gelegenheit gegeben habe, zum Nutzen breiter Lehrerkreise zu wirken, kann ich nicht mit einem eindeutigen Ja beantworten. In den Direktoren- und Fachlehrerkonferenzen habe ich sehr oft das Wort ergriffen. Bisweilen habe ich sehr oft das Wort ergriffen. Bisweilen habe ich aber den Eindruck gehabt, dass dies von den Vorgesetzten, die solche Versammlungen leiten, mehr als Störung empfunden wurde. Nach meinem Empfinden wäre es das Richtige, wenn solchen Beratungen **Vorberatungen** mit den **Verdienten Lehrern des Volkes** vorangingen. Voraussetzung wäre allerdings, dass bei der Ernennung Verdienter Lehrer auch ihre Fächer ins Auge gefasst würden. Gibt es in unserm Zeitalter, das den Kommunismus mit Hilfe der fortgeschrittensten Technik verwirklichen will, eine ausreichende Anzahl von Mathematikern und Physikern, Chemikern und Biologen unter den Verdienten Lehrern? Der amtlichen Autorität des Vorgesetzten tritt im Verdienten Lehrer eine selbsterworbene Autorität nicht gegenüber, sondern helfend zur Seite, wenn eine derartige Vorberatung durchgeführt wird. An einer pädagogischen Fachzeitschrift arbeite ich gern mit. Allerdings habe ich einen Aufsatz über „Goethes Mahomet“ von der „Zeitschrift für Deutschunterricht“ zurückerhalten. Vielleicht war er etwas zu gelehrt ausgefallen. Von meinem 1901 erschienenen Buche über „Goethes Romanteknik“ bis zu meiner 1949 erschienenen Einführung zur Goethemappe der Stadt Leipzig habe ich ständig über Goethe geschrieben, und da packt man leicht zuviel in einen Aufsatz hinein. An den Beratungen der Fachkommission für Deutsch und Geschichte werde ich gern teilnehmen, aber auch an einer solchen, die sich mit der Frage der **nationalen Streitkräfte**, des Schießsports usw. beschäftigt, da mir diese Frage von jeher sehr am Herzen gelegen hat. Zum zweitenmal möchte ich nicht ein solches Versagen wie 1933 erleben. Beurteilungen von Manuskripten habe ich seit 1907 für verschiedene größere Verlagsanstalten vorgenommen, zuletzt das mittelhochdeutsche Lesebuch für den Verlag Volk und Wissen geprüft und einige Besserungen durchgesetzt.

Vorher habe ich zahlreiche Manuskripte historischen und philosophischen Inhalts für den Kulturellen Beirat für das Verlagswesen geprüft. Diese Arbeit hat mir immer besonders Freude gemacht, da man durch sie nicht nur mit der jüngst erschienenen, sondern sogar mit der noch ungedruckten Literatur vertraut wird. Auch im Ruhestand werde ich diese Arbeit gern fortsetzen; denn ich fühle mich geistig noch völlig rüstig und darf mich vielleicht zu den belesensten Menschen rechnen. Wenn ich nicht täglich mindestens fünfzig Druckseiten lese, gehe ich unzufrieden zu Bett.“

Hohendorf machte mich darauf aufmerksam, dass jeder Schriftverkehr mit dem Volksbildungsministerium den Dienstweg über die Abteilung, d.h. über ihn, zu nehmen habe. Schreiben an andere Ministerien müssten in der Form zu seiner Kenntnis gelangen, dass er einen Durchschlag bekäme. Ich betrachtete seine Mahnung als ein Zeichen, dass er kein gutes Gewissen hatte, weil die Art, wie er mich abzuschieben suchte, nicht einwandfrei war. Trotzdem erfüllte ich seine Forderungen durchaus nicht ungerne; denn ich wusste, dass ihm die Lektüre nicht viel Vergnügen machen würde, und das entsprach durchaus meinen Absichten. Ende Februar 1953 sandte ich meinen letzten Bericht ans Arbeitsministerium: „Um Versetzung in den Ruhestand gemäß meinem Einzelvertrag, zum 1. September 1953 habe ich das Ministerium für Volksbildung, Berlin, und die Abteilung Unterricht und Erziehung, Leipzig, jetzt ersucht. Als Grund habe ich meine mit dem Alter (75 Jahre) leider zunehmende Schwerhörigkeit angegeben. Sie erschwert namentlich das Verstehen und Behalten der Namen der Schüler. Die in meinem Bericht vom 3. September 1952 erwähnte Zusammenlegung der von mir geleiteten Leibniz-Oberschule mit der vom Kollegen Keller geleiteten Karl-Marx-Oberschule ist aus Raumgründen **nicht** erfolgt. Wenn ich das bei Aufstellung des Unterrichtsplanes bereits gewusst hätte, dann hätte ich meinen Unterricht in Geschichte und Deutsch nicht von der 12. in die 11. Klasse zu verlegen brauchen. Meine gesellschaftliche Betätigung in Betrieben, in der Nationalen Front, in den Friedenskomitees, im Kulturbund und in der DSF habe ich fortgesetzt. Die Energie Markkleeberg erfreute mich zu Weihnachten durch ein Buch mit eingeklebtem schönem Widmungsblatt: „Unserm lieben Prof. Dr. Riemann für gute gesellschaftliche Arbeit“. Den Schießsport an der Schule habe ich nach feierlicher Überreichung eines Gewehrs an die Teilnehmer weiter gefördert. Die Feier meines 50. Amtsjubiläums (1. Juli 1953) werde ich nach Möglichkeit mit der Abiturienten-Entlassung der Schüler zusammenlegen. Der Schularzt hat mich bei der letzten Untersuchung im Februar 1953 davor gewarnt, den Ruhestand zu wörtlich zu nehmen. Er sagte: ‚Sie sind an einen Trab gewöhnt, der durch den ganzen Tag läuft; deshalb kommen Sie gar nicht dazu, sich mit Ihrer **Koronarsklerose** (Angina pectoris, Herzgefäßverkalkung) zu beschäftigen. Wenn Sie sich plötzlich nur noch ausruhen wollen, werden Sie zusammenklappen. Sorgen Sie für eine starke Beschäftigung im Ruhestand.‘ Im vorigen Berichte habe ich Kurse an der Volkshochschule und Arbeit für den Verlag Volk und Wissen in Aussicht genommen. Dazu füge ich noch eine starke Betätigung in der SED, namentlich in den Zirkeln und Anleiterkursen der Parteisuljahres, die mir sehr am Herzen liegen.“

Wer das Gutachten des Arztes genau liest, wird bemerken, dass es eigentlich darauf hinausläuft, beim Verbleiben im Amte eine längere und jedenfalls von Beängstigungen freiere Lebensdauer erwarten zu dürfen als im Ruhestande. Aber dann hätten die Drangsalierungen durch Hohendorf aufhören müssen, die allmählich sogar eine so dickfellige Natur wie mich aus der Ruhe brachten. Er wollte mich unbedingt noch vor dem 1. September loswerden. Da es üblich ist, dass ein Rektor, ehe er geht, seinen Nachfolger anleitet, schickte mir Hohendorf Möckel, den Leiter einer Grundschule, in die Leibnizschule. Dieser Kollege war aber eine äußerst gewissenhafte und ehrliche Natur, was Hohendorf nicht

bedacht hatte, da er für solche Eigenschaften kein Organ hatte. Zwischen Möckel und mir stellte sich rasch ein Vertrauensverhältnis her, das noch heute fort dauert. Hohendorf hatte erwartet, dass wir wie zwei fauchende Kater aufeinander losgehen würden, und musste erleben, dass wir uns gegenseitig gut gefielen. Es gibt einen Ausspruch des englischen Romanschriftstellers Dickens über den unausbleiblichen Sieg des Guten. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, steht er im „Nicholas Nickleby“. Dickens behauptet, die Schurken könnten sich zeitweilig verbünden, gerieten aber immer wieder aneinander, weil jeder von ihnen nur sich selbst liebt und alle andern bekämpft. Die anständigen Naturen schlossen sich instinktiv zusammen und würden durch den gemeinsamen Kampf für das Gute immer enger vereinigt. Also stehe dem ewig in Auflösung befindlichen Heerhaufen der Bösen die nie in Zerrüttung geratende Phalanx der Guten gegenüber und müsse mit der Zeit siegen. Dieser Gedankengang des humanitären Sozialisten war mir immer anfechtbar erschienen, weil die Zahlenverhältnisse der beiden Gruppen nicht in Betracht gezogen und die Gleichgültigkeiten überhaupt nicht ins Auge gefasst werden. Aber welche Zweifel ich auch an der Allgemeingültigkeit des Satzes haben mochte, im Falle Riemann-Möckel traf er zu. Der Augiasstall, den Möckel ausmisten sollte, erwies sich bei näherer Besichtigung als sehr reinlich. Möckel merkte, dass man ihm die Sache falsch dargestellt hatte, und gab den Auftrag zurück. Er wurde dann bei der Partei Bezirksleiter für Unterricht und Erziehung, blieb mit mir in dauernder Verbindung und sorgte dafür, dass ich bei keiner Lehrerehrung vergessen wurde, fuhr mich im Auto nach Hause und besprach mit mir schwierige Fragen.

Dieses Intermezzo hatte mit einem Vorteil für mich geendet. Ich konnte wieder einmal eine meiner Lieblingsstellen aus Goethes „Iphigenie“ zitieren:

Denken die Himmlischen
 Einem der Erdgeborenen
 Viele Verwirrungen zu,
 Und bereiten sie ihm
 Von der Freude zu Schmerzen
 Und von Schmerzen zur Freude
 Tiefschütternden Übergang,
 Dann erziehen sie ihm
 In der Nähe der Stadt
 Oder am fernen Gestade,
 Daß in Stunden der Not
 Auch die Hilfe bereit sei,
 Einen ruhigen Freund.

Natürlich waren die „tiefschütternden Übergänge“ noch lange nicht zu Ende. Hohendorf wurde gerade dadurch, dass es ihm nicht gelang, mich durch Möckel hinauszuekeln, noch gereizter als vorher. Er bestimmte zu meinem Nachfolger nunmehr einen jungen Geschichtslehrer, Rackwitz. Dieser hatte nichts wirklich Jugendliches an sich, noch viel weniger etwas von der moralischen Festigkeit Möckels. Widerstand gegen Hohendorfs Pläne von ihm nicht zu erwarten, aber auch keine große Leistung. Er war ein Nervenbündel, reizbar und ewig um seine Gesundheit besorgt. Wenn er erschlaffte, hatte er zu nichts Lust, sondern saß da und pfiff oder trommelte auf der Tischplatte. Er fragte mich allerhand, hörte aber nur halb zu, wenn ich antwortete. Er hatte sich vorgenommen festzustellen, ob die Leipziger während der Völkerschlacht in der Mehrzahl bereits deutsche Patrioten

oder Anbeter Napoleons gewesen waren, kam aber damit nicht vorwärts, sondern blieb in den Anfängen stecken, weil er gar nicht fähig war, Tag für Tag zehn Stunden angestrengt zu arbeiten. Wenn er ein paar Seiten zusammengestoppelt hatte, gab er sie jedem zu lesen und erwartete Komplimente, weil es ihm als ein Wunder erschien, dass er überhaupt etwas fertiggebracht hatte. Berichte kritzelte er hin, ließ sie abtippen und schrieb aufatmend seinen Namen darunter, ohne Abschrift und Original zu vergleichen. Solche Schwächlinge wie Rackwitz sind **falsch**. Man hat mir oft den Vorwurf gemacht, dass ich gegen Hypochonder und Kranke zu hart sei, aber ich hatte Erfahrungen, die mich dazu berechtigten. Menschen, die fortwährend an sich herumdoktern, neigen mehr zur Lüge als unbekümmerte Naturen. Die ewig Schonungsbedürftigen wissen sehr bald nicht mehr, ob sie wirklich krank sind oder nur die Kranken spielen. Verstellung und Selbsttäuschung werden ihnen zur zweiten Natur. Zu der Hysterie, die man als eine Nervenvergiftung betrachtet, kommt eine Hirnvergiftung hinzu, und dann ist der unerträgliche Neurastheniker komplett. Wenn es ihm um seine Autorität bange wird, sucht er durch lautes Schreien Energie vorzutäuschen. Wenn er etwas nicht begreift, lernt er einen Satz auswendig, den er jedem entgegenschleudert, der das Problem anschneidet. Wer damit nicht zufrieden ist und genau wissen will, was gemeint ist, wird als ein Dummkopf oder Bösewicht behandelt. Der Umgang mit Neurasthenikern erfordert viel Selbstbeherrschung, ist aber kaum zu vermeiden, da es sehr viel solche Menschen gibt und sehr wenig gesunde.

Am unangenehmsten waren mir die **Zerknirschungen**, an denen Rackwitz auch noch litt. Er kam dann des Morgens ins Rektorzimmer, setzte ein weinerliches Gesicht auf und seufzte; „Eigentlich bin ich gar nicht zum Schulleiter geeignet. Schön ist es, einfach in der Klasse zu stehen und zu unterrichten. Da weiß ich, was richtig ist, aber wenn ich hier einen amtlichen Erlaß vornehme, kommen mir alle möglichen Zweifel.“ - „Das ist selbstverständlich“, erwiderte ich. „Wenn ich Zweifel habe, dann **äußere** ich sie. Beharren die Vorgesetzten auf ihren Weisungen, dann müssen wir diese natürlich ausführen, obwohl wir sie nicht billigen. Bisweilen erkennt man sogar nachträglich, dass sie doch richtig waren. In meinem langen Leben habe ich durchaus nicht immer dieselben Meinungen gehabt, sondern oft frühere eigene Ansichten als falsch erkannt. Vor vierzig Jahren habe ich Vorträge über die Entbehrlichkeit des altsprachlichen Unterrichts gehalten. Heute schätze ich ihn dagegen sehr und lese gern griechische Texte. Die Hauptsache ist, dass man seine Überzeugung nicht verleugnet. Alle Sicherheit beruht darauf, dass man nie etwas anderes sagt, als man denkt.“ - „Ja, das kannst du tun“, fuhr Rackwitz melancholisch fort, „in deiner Vergangenheit ist alles in Ordnung, aber in meiner doch nicht.“ „Hier horchte ich auf und wurde mißtrauisch. Wollte Rackwitz einen **Geständnisaustausch** inszenieren, bei dem er Dinge zu hören bekam, die er an Hohendorf als Material gegen mich übermitteln konnte? Die Situation war offenbar wieder dieselbe wie 1939, als der Blutordensträger Schik gegen Hitler deklamierte und begierig auf meine Zustimmung wartete, um mich zu denunzieren. Also lenkte ich das Gespräch diesmal schleunigst aus dem Persönlichen ins Allgemeine.“ „Ja, Rackwitz, da kann ich dich nur auf Goethes schönen Spruch verweisen:

Nichts taugt Ungeduld,
 Noch weniger Reue;
 Jene vermehrt die Schuld,
 Diese schafft neue.

Wozu gibst du dich mit der **Reue** ab, die Spinoza und Goethe im Gegensatz zu allen Christen für einen ganz unnützen und schädlichen Affekt erklärt haben?“ - „Wenn man aber etwas zu bereuen hat, tut man es doch“, seufzte der zerknirschte Rackwitz. Er wollte eben unbedingt von mir bemitleidet werden, und das war zuviel verlangt. Mir waren diese

Unterredungen ekelhaft, und ich benutzte jede Gelegenheit, um sie abzukürzen.

Aber Rackwitz bekam noch eine mächtige Unterstützung. Die Leibnizschule lag im 11. Stadtbezirk. Sicher nicht Rackwitz, sondern Hohendorf oder Bohmann oder beide mobilisierten die SED dieses Stadtbezirkes gegen mich. Sie bildeten eine Kommission von sechs oder acht Genossen, die an einem Vormittag bei uns erschienen, um die Leibnizschule zu inspizieren. Geführt von einem Einarmigen, der **Wendenburg** hieß, und einer umfangreichen Frau, die auf den verbreiteten Namen Müller hörte, zogen sie von Zimmer zu Zimmer. Wir kannten keinen von ihnen. Weder in einer Elternversammlung noch bei einer Lehrertagung waren sie jemals gesehen worden. Sie kamen einfach von der Partei und fühlten sich als Herren des Hauses, in dem sie mit möglichst viel Geräusch einen politischen Auftrag zu vollstrecken hatten. Als sie den Sturmmarsch durch alle Räumlichkeiten im Tempo der Eroberer des Winterpalais erledigt hatten, schleppten sie alle Klassenbücher ins Rektorzimmer, stierten darin herum und zeigten sich kopfschüttelnd Stellen, die ihnen auffielen. Dann trat Wendenburg entschlossen auf mich zu und rief mit einer Stentorstimme, die mich an die Kraftleistungen meiner Wiesbadener Jugendjahre erinnerte: „Also, Genosse Riemann, du weißt, dass Rackwitz bereits zu deinem Nachfolger ernannt ist?“ - „Ja“, erwiderte ich, „deshalb sitzt er ja hier.“ - „Gut“, donnerte Wendenburg weiter, „von heute ab trägt Rackwitz die Verantwortung für alles, was an der Leibnizschule geschieht, und nicht mehr du!“ - „Das ist vor der Entlassung aus dem Amte nicht üblich“, bemerkte ich, „ist das ein Parteibefehl?“ - „Ja“, verkündete Wendenburg stolz, „also kannst du dich dem nicht widersetzen. Von heute ab kannst du nichts mehr anordnen, ohne dass du vorher Rackwitz gefragt hast. Ist dir das klar?“ - „Ja“, erwiderte ich. „Warum sollte ich mich widersetzen? Am bestehenden Zustande wird sich dadurch nicht viel ändern.“ - „Wieso wird sich nichts ändern?“ - „Wir besprechen ja jetzt schon alles gemeinsam, weil ich das für die beste Art halte, Rackwitz in die Geschäfte einzuführen. Die Neuerung beschränkt sich also darauf, dass vom heutigen Tage an Rackwitz die entscheidende Stimme hat.“ - „Ja, du hast sie nicht mehr“, wiederholte Wendenburg, „von dir aus kannst du nichts mehr anordnen.“ - „Das ist ja gewissermaßen eine große Erleichterung für mich“, sagte ich, „also kann ich trotz meiner Schwerhörigkeit nichts mehr versieben.“ Darauf sah er mich vollkommen entgeistert an, wusste nicht mehr, was er sagen sollte, und zog mit seiner Kolonne ab.

Natürlich hatte man erwartet, dass ich mich nach diesem Überfall sofort **krank melden** und von der Schule ins Haus zurückziehen würde. Statt dessen blieb ich noch bis zum Beginn der Großen Ferien da. So erlebte ich noch im Amte den von westdeutschen Agenten inszenierten Krawall des 17. Juni. Die Leibnizschule wurde nicht unmittelbar von ihm berührt, weil sie an die sowjetische Kommandantur grenzte, an die sich die Demonstranten nicht heranwagten. Ohne mein Parteiabzeichen abzulegen, ging ich durch die randalierenden Haufen hindurch. Niemand belästigte mich. Es war genau so wie im November 1918 im Felde. Fräulein Köhler war allerdings diesmal anderer Meinung als ich und nannte das Hindurchmarschieren mit dem Abzeichen „blöde Kraftmeierei“. Dagegen war ich entrüstet, dass 1953 so viele ihre Abzeichen in der Tasche verschwinden ließen. Wer es überhaupt trägt, darf es nicht dann ablegen, wenn es Gefahr bringt. Sehr peinlich aber war es mir, dass wir die Träger des **Christenkreuzes**, die wir wegen rebellischer Haltung aus der Schule entfernt hatten, sämtlich nach dem 17. Juni wieder aufnehmen mussten. Unter ihnen war einer, dem ich das Kreuz eigenhändig vom Rocke gerissen hatte. Es war vor der Wendenburg-Invasion geschehen. Also war Rackwitz nicht dafür, sondern nur für die Rehabilitierung des christlichen Märtyrers verantwortlich. Befehle habe ich von Rackwitz nicht empfangen. Er gab seine entscheidende Stimme immer so ab, wie das

einstmals der alte Thomas getan hatte, indem er sich mit dem, was ich ihm vorschlug, einverstanden erklärte.

So kam der Tag heran, an dem die **Abiturienten** und ich entlassen wurden. In meiner Abschiedsrede, die etwas kühler war, als ich sonst zu sprechen pflegte, gab ich die Berufe der Schüler und ihre aktuellen Aufgaben bekannt. Einundzwanzig gingen zur Kasernierten Volkspolizei, die ich mit der Volksarmee 1813 und 1848 verglich. Den zehn Medizinern teilte ich Homers Ausspruch mit, dass ein heilkundiger Mann so viel wert sei wie viele andere, fügte aber hinzu, dass die Ausbildung heute viel schwieriger und sorgfältiger sei als in jener mythischen Vorzeit. Die zwei Veterinäre ermahnte ich, sich eifrig um die sehr nötige Hebung des Viehbestandes zu kümmern. Zwei, die Zahnheilkunde studieren wollten, bekamen eine Belehrung über Oralsepsis (Vergiftung vom Munde her), bei der sogar Herzfehler durch vernachlässigte Wurzelhautentzündungen entstehen können. Sie sollten die Zähne also rechtzeitig ziehen, wie das mein Zahnarzt mit meinen sämtlichen Zähnen gemacht hätte. Einem Pharmazeuten sagte ich, dass die Spaltung Deutschlands sich auch insofern unheilvoll auswirke, als uns beständig die in Westdeutschland vom IG Farben-Konzern hergestellten Spezialheilmittel fehlten. Den drei Biologen verkündete ich, dass sie überall die gesuchtesten Gesprächspartner sein würden, weil jetzt jedermann über Pawlow und Mitschurin rede, besonders die Leute, die nichts davon verstanden. Den fünf Chemikern erzählte ich, dass 1911 Färber sein Abitur an der Leibnizschule mit der 1 gemacht und dann mit Bergius das Kohleverflüssigungsverfahren entwickelt hätte, ohne das wir heute kein Benzin haben würden. Den fünf Mathematikern und Physikern versicherte ich, dass sie als Vertreter der polytechnischen Bildung die Nachfolger **Becks** wären, der diese 1908 an der Leibnizschule geschaffen hätte. Sie würden die wichtigste Rolle in der Schule der Zukunft spielen. Die drei Geologen ermahnte ich, sich mit dem Mansfelder Kupferschiefer und andern Restvorkommen in der DDR zu beschäftigen, weil neue Funde kaum noch zu erwarten seien. Den drei, die zur Technischen Hochschule abgingen, legte ich den Schwermaschinenbau ans Herz, den zwei Architekten den Wohnungsbau unter Berücksichtigung der für Demonstrationen nötigen Straßenbreite, den vier Landwirtschaftlern die Steigerung der Hektarerträge, den zehn Pädagogen den demokratischen Patriotismus, der von der alten Kriegervereinsbegeisterung himmelweit entfernt sei. Den vier Germanisten erzählte ich, wieviel ich von Sievers gelernt hatte, warnte sie vor bloßem Geschwafel über die neueste Lyrik und riet ihnen, sich gründliche Kenntnisse des Mittelhochdeutschen bei **Frings** anzueignen. Den zwei Historikern schärfte ich ein, dass jede Zeit ein nur ihr eigenes Bild der Vergangenheit zu entwickeln habe. Daher sei jetzt alles wieder einmal im Flusse. Das Vergangenheitsbild der Weimarer Republik hätte ich in meinem Buche „Schwarzrotgold“ fixiert. Heute bedürfe es starker Änderungen. Die fünf Publizisten bekamen den Auftrag, unsern schwerfälligen Zeitungsstil mit französischem Esprit zu erfüllen. Die drei Sportstudenten wies ich darauf hin, dass sie ihre Zeit nicht verbummeln dürften, wie das ein vor zwei Jahren abgegangener Leibnizianer getan hätte, der schließlich in den Westen hinüber gelaufen sei, aber dort nur eine Beschäftigung als Kistennagler gefunden hätte. Dem, der Jura studieren wollte, sagte ich, heute sei der Volksrichter Trumpf. Er müsse sich von vornherein für die Staatsanwaltschaft qualifizieren. Dem Musiker erzählte ich, dass sich die Verhältnisse seit dem Jahre 1870, in dem mein Vater zur Musikwissenschaft übergegangen sei, sehr geändert hätten. Man verlange jetzt eine wirklich volksverbundene Musik, aber diese stecke noch in den ersten Anfängen. Den zwei Theaterstudenten empfahl ich gründliche Vorbereitung nach dem Vorbilde Shakespeare, der seinen „Hamlet“ nie geschrieben hätte, wenn er nicht so eifrig den skeptischen Philosophen Montaigne gelesen hätte.

Schließlich sagte ich: „Nun haben wir noch einen Abiturienten, der selbst Philosoph werden will. Er muß sich darüber klar sein, dass jede Zeit und jede Klasse nur die Philosophie entwickelt, die sie **braucht**, und keine andere entwickeln kann. Das haben Marx, Engels, Lenin und Stalin genau gewusst. Der Westen macht jetzt in Existentialphilosophie. Ihr erster Satz lautet, dass man die Möglichkeit verneinen muß, heute noch eine vernünftige Existenz führen zu können. Diese Philosophie ist ein Verzweiflungsprodukt. Die Existentialphilosophie wird selbst nicht mehr lange existieren. Im Gegensatz zu diesem Pessimismus erfüllt uns ein gesunder Optimismus. Wir erwarten alles von der vernünftigen planmäßigen Regelung der Lebensverhältnisse. Ihr, liebe Abiturienten, sollt dabei eine führende Rolle spielen. Wie ihr hier in der Aula beisammen sitzt, repräsentiert ihr die gesamte Intelligenz, die eine deutsche Mittelstadt braucht. Euch darf keine Abendstimmung beherrschen. Die ist mir angemessen, der mit eurer Verabschiedung die letzte Amtshandlung seiner fünfzigjährigen Tätigkeit an der Schule vollzieht. Eure Parole muß lauten; „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag“, eines der vielen schönen Goetheworte. Bleibt allseitig gebildet, lest viel! Aber ich hoffe, dass ihr euch zuweilen auch mit Dankbarkeit eurer alten Lehrer erinnert, unter denen ich der älteste bin.“

Als ich diese Rede schloß, hatten die alberne Frau Müller, die zu meiner Überwachung wieder erschienen war, die **Unverschämtheit**, zu einer neben ihr sitzenden Lehrerin laut zu sagen: „Wenn er nicht so alt wäre, hätten wir ihn nach dieser Rede sofort herausgeschmissen!“ Diese unglaubliche Äußerung ging unter, weil ich beim Verlassen des Rednerpultes stürzte und nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Mehrere Lehrer und ein Schüler mussten mir erst wieder auf die Beine helfen. Ich nahm mich dann zusammen, machte eine verächtliche Handbewegung von rechts nach links, um anzudeuten, dass nichts auf die Sache ankomme, und nahm meinen Sitzplatz wieder ein. Die verschiedenen Reden, die auf mich gehalten wurden, ließ ich über mich ergehen, ohne viel davon zu kapieren. Musterhaft war bei diesem Zwischenfall, wie mir alle versichert haben, die ich darnach fragte, die Haltung der Schüler. Ein griechischer Autor sagt bei Erörterung des Komischen: „Die Schüler lachen, wenn der Lehrer fällt.“ Das stimmte diesmal nicht. Kein einziger Schüler lachte, sondern alle waren entsetzt, als ich hinstürzte. Sznurkowski, der den Vorgang von der Galerie der Aula aus beobachtet hatte, behauptete, ich hätte einfach beim Heruntersteigen vom Rednerpult eine Stufe übertreten. Das ist mir sehr unwahrscheinlich. Dann hätte ich vorüber fallen müssen und auf der Nase liegen müssen. Statt dessen lag ich plötzlich auf dem Rücken. Es wird also wohl ein kleiner **Schlaganfall** gewesen sein. Meine kühle und spöttische Rede erforderte eine übermäßige Anstrengung, weil ich innerlich vor Wut kochte. Meine Frau war glücklicherweise zu der Feier nicht gekommen, so dass ihr der Schreck erspart blieb. Fräulein Köhler, die sofort von Sznurkowski unterrichtet worden war, empfing mich ganz entgeistert, als ich herunterkam, und wollte mir natürlich gleich starken Tee verabreichen. Aber ich lehnte alles ab und ging fort mit dem Gefühl, nun nichts mehr vor mir zu haben als den Weg ins Krematorium. Das war mein Abschied von der Leibnizschule.